



Joseph Speckbacher und sein Sohn Andreas.

Von

A. W. Grube.

Mit drei Original-Zeichnungen von F. W. Heine.

4.

oll schmerzlicher Erbitterung ritt Speckbacher auf seinem kleinen Pferde, begleitet von den getreuesten seiner Schützen, nach Mattenberg. Dort fand er die im Abzug begriffenen Oestreicher. Die Offiziere redeten ihm zu, er möchte mit ihnen Tyrol verlassen, wo jetzt doch nichts zu machen sei; der Erzherzog Johann habe schon für alle tyrolischen Hauptleute Vorforge getroffen. Sie hatten im Grunde genommen Recht, und doch kam es dem Patrioten schwer an, sein liebes Tyrol verlassen zu müssen. Allein der Gedanke, daß es wohlgethan sei, seine Kräfte für bessere Zeiten zu sparen, brachte ihn zu dem Entschlus, dem Rath der österreichischen Offiziere zu folgen.

Bevor er aber ging, wollte er wenigstens noch

etwas thun, um seinen Feinden den Uebergang über den Inn zu erschweren: er ließ vom linken Innufer eine Compagnie Schützen entbieten, mit deren Hülfe er zuerst die Brücke bei Mattenberg, dann die bei Brizlegg abwarf, letztere im Angesicht der Feinde, die auf die kleine Schaar feuerten. Nun erst eilte er den abziehenden Oestreichern nach, denen sich bereits mehrere tyrolische Hauptleute angeschlossen hatten.

Diese hatten österreichische Uniform angelegt, um bei ihrem Abzuge nicht von den Bauern erkannt und verhöhnt zu werden. Dazu konnte sich Speckbacher nicht entschließen; er blieb in seiner Bauerntracht. So fuhr er auf einem Leiterwagen bei den Offizieren sitzend dahin; sein treues Köhlein trabte hinter dem Wagen her. Als sie in's Pusterthal kamen, begegneten sie dem nach Passfeyr zurückkehrenden Sandwirth Hofer. Dieser erkannte seinen Kriegsgefährten und rief ihm schmerzlich bewegt zu: „Seppel, auch du willst mi im Stich lassen? Sie führen dich der Schand' zu!“ Diese Worte schnitten dem edlen Speckbacher so in's Herz, daß er vom

Wagen sprang, sich auf sein Pferd warf, und dem Andreas Hofer nachsprengte, ohne sich weiter um die Oestreicher zu kümmern.

Als die beiden Männer sich wieder beisammen sahen, fühlten sie ihr sorgenschweres Gemüth wie von einer Last befreit, ihr Herz von neuem Muth belebt, sie gedachten auch ohne Oestreich den schweren Kampf fortzusetzen. In Brizen schwuren drei wackere Tyroler, die Gastwirthe Martin Schenk, Peter Kemnater und Peter Mahr, zur Vertheidigung Gut und Blut zu opfern; der Kapuziner Haspinger hatte sein Kloster wieder verlassen und sich zu ihnen gesellt; er glühte von Kampfbegier, und als nun auch noch Held Speckbacher bei ihnen eintrat, da war es in der That ein ergreifendes Schauspiel, diese wenigen deutschen Männer zu sehen, wie sie im Vertrauen auf Gott und ihren tapferen Arm sich einem Weltoberer mit seinen wohlgeschulten, auf die neu errungenen Siegeslorbeeren stolzen Heeren entgegenzustellen wagten.

Der hochmüthige Marschall Lesebvre zog mit seinem ansehnlichen Heere von Franzosen, Bayern

und Sachsen heran und nahm das Innthal abermals in Besitz; er fand anfänglich gar keinen Widerstand, da die Bauern nicht wußten, in wessen Namen sie sich vertheidigen und losschlagen sollten, nachdem Oestreich sie aufgegeben hatte. Nun zog er wieder von Innsbruck nach Süden, die Brennerstraße und die Verbindung mit Italien sich zu sichern. Schon war er bis Sterzing vorgebrungen und suchte nun Brizen zu gewinnen — da ward ihm ein blutiges Halt zugerufen.

Hofer hatte schnell seinen Anhang im Passeyr aufgeboden und Speckbacher das Landvolf jenseits des Eisack unter die Waffen gerufen: es galt, das Hauptcorps des Marschalls in den Engpässen des Eisack so lange einzukesseln, bis das ganze Land wieder kampfbereit sei. Wiederum ertönten die Sturmglöckchen rechts und links, und als die Bauern merkten, mit welcher Kraft und Geschicklichkeit Speckbacher Alles leitete, wurden sie willig zur schwersten Arbeit. Bei Mitterwald wurden über die Straße Verhaue gelegt; es wurden Felsen gesprengt, um große Steinmassen auf den Rand der Berge, welche das Thal beherrschten, legen und dann auf den unten vorbei ziehenden Feind hinabwälzen zu können.

Am 4. August langte die Vorhut an der gefährlichen Stelle an; es waren zwei tausend Sachsen, welche der Marschall vorangestellt hatte, brave Deutsche, die abermals für die Franzosen die Kastanien aus dem Feuer holen sollten. Zwei Compagnien und eine Abtheilung Reiterei wurden unter den herabgerollten Felsen begraben, der größere Theil der Truppe von den nie fehlenden Kugeln aus den tyroler Stutzen niedergestreckt, 700 gefangen genommen. Speckbacher äußerte sich später: „Es war mir unlieb, daß die braven Sachsen zuerst zum Handfuß kamen, daß meine Steinlawinen gerade diese trafen.“

Eine ganze Woche lang dauerten diese Vorpostengefechte, in denen Speckbacher einen löwenlähnen Muth und eine so rastlose Thätigkeit entwickelte, daß Alle, die in seine Nähe kamen, ihren eigenen Muth verdoppelt fühlten. Anfangs hatte er nicht mehr als 1500 Schützen beisammen; er sandte Eilboten an Hofer und dieser erschien denn auch noch zeitig genug mit 3000 Passeyrern, Meranern, Algundern u. c., die über den Zausenpaß dem Feind in den Rücken kamen.

Der Marschall, nachdem er weiblich auf die „Sechser“, wie er in seinem elsässischen Dialekt die Sachsen nannte, geschimpft hatte, sprengte, als ihm die Bayern Lust gemacht, mit seinem Generalstabe vor, begleitet von einigen bayrischen Dragonern und französischen Gensd'armes. Kaum war er an

das unheimliche Felsenthor „zum Sack“ gekommen, so fuhr eine Schaar Tyroler Bauern gleich einer Windsbraut von den Bergen hernieder, fiel über ihn und sein Gefolge her und ein riesiger Kohlenbrenner faßte das sich bäumende Pferd des Marschalls beim Zügel, während ein Schütz bereits seinen Stutzen auf das „erlauchte Haupt“ angelegt hatte. Nur eine Wendung des Pferdes und der kräftige Hieb eines bayrischen Dragoners befreite den Herzog von Danzig, der nun kehrt machte und den sein gutes arabisches Pferd in schnellen Sätzen über Felsstücke, Leichen und umgestürzte Wagen wieder nach Sterzing zurückbrachte. Unter beständigem Gesecht und in großer Unordnung kam er mit seiner Armee am 11. August wieder in Innsbruck an. Er hatte vor den Tyroler Stutzen einen solchen Respekt bekommen, daß er seine goldbetreßte Marschallsuniform verhüllte und zwischen zwei stämmigen Reitern daherritt, deren Leiber ihm zum Schilde dienten.

Dieser Erfolg hob wieder mächtig den Muth des begeisterten Landvolks, das sich, unter dem Oberbefehl des Sandwirths, auf den Höhen von Wilten und am Berg Isel, südlich von der Landeshauptstadt, sammelte. Der Herzog von Danzig stellte sein Heer, noch immer 25,000 Mann stark, in den Ebenen von Wilten und Ambras auf.

Bevor es zur Schlacht kam, eilte Speckbacher, der sich Tag und Nacht keine Ruhe gönnte, in's Wippthal — so heißt die ganze Einsenkung der Brenner-Strasse —, um Alles, was einen Stutzen tragen konnte, zusammenzubringen und wieder an den Berg Isel zu führen, dessen Name in der jüngsten Geschichte einen so guten Klang gewonnen hatte. Als er in der Nacht sein Heimathsdorf Rim erreichte, eilte er sein geliebtes Weib mit einem wenn auch kurzen Besuche zu überraschen. Er fand sie in der kleinen holzgetäfelten Stube, wie sie beim Schein der Lampe vor dem Bilde des heil. Andreas kniete und den Schutzheiligen um Fürsprache bei Gott ansuchte, er möchte doch ihren lieben Mann, den sie fern „im Kroatenlande“ glaubte, am Leben erhalten. Auf einmal wurde es draußen laut, voll Entsetzen hörte sie rauhe Männerstimmen und Waffengeklirr. — Da wird die Thür aufgerissen und der Mann, bei dem ihre Gedanken und Wünsche waren, tritt ein. Mit lautem Aufschrei wirft sich das treue Weib an die Brust ihres geliebten Joseph; dann eilt sie in die Nebenkammer zu den schlafenden Kindern mit dem Jubelruf: Vater ist da! Auf! Vater ist da! und alle, bis auf Anderl, der leider nicht daheim, sondern auf der Alp war, — kommen in ihren weißen Hemblein daher gesprungen, um-

klammern des Vaters Kniee und streicheln seinen verwilderten Bart. Selbst der treue Haushund kommt und will auch seinen Theil an der Freude haben; wedelnd und vor Freude heulend springt er an seinem Herrn hinauf.

Während das Haus mehr und mehr sich mit Schützen füllt, erzählt Speckbacher seinem Weibe in aller Kürze, was sich in den letzten Wochen begeben, mit welchem Erfolg die Tyroler gekämpft; dann umwölkt sich seine Stirn, und mit unheimlich finstern Ausdruck spricht er zu der Lebensgefährtin: „Bitte den heil. Andreas, daß er mich Tyrols Schmach und Knechtschaft nicht erleben lasse!“ Nun bewirthete die Hausfrau die kampfbereiten Gäste, und bald waren unter den schrillen Tönen der Sturmglöden Alle unterwegs, um zeitig zur Stelle zu sein. Um 3 Uhr Morgens führte Speckbacher 500 frische geübte Schützen an den Isel-Berg und ordnete den rechten Flügel, dessen Commando ihm anvertraut war.

Das Centrum seiner Aufstellung war der hochgelegene Corethof, ein großes und schönes Gebäude. Dort und an der Sillbrücke entbrannte der Kampf am heftigsten. Die Bayern kämpften mit ausgezeichnete Tapferkeit; endlich gelang es ihnen, vom Kanonenfeuer wirksam unterstützt, die Brücke zu nehmen und den Corethof zu erstürmen, den sie alsbald anzündeten. Speckbacher hatte aber schnell seine Leute im nahen Walde gesammelt, einer donnernden Lawine gleich stürzte er wieder hervor und warf den Feind mit unwiderstehlicher Kraft in die Tiefe hinab. Mancher bayrische Soldat stürzte da zerstückt in die Felschlucht der Sill oder fand, mit dem Brandlegen beschäftigt, seinen Tod in den Flammen, die er selber entzündet hatte.

Die Tyroler erfochten einen glänzenden Sieg, und zum dritten Mal zog Andreas Hofer am 15. August feierlichst in Innsbruck ein, während Speckbacher, der sich mit keinen Ceremonien aufhalten wollte, mit Nachdruck den fliehenden Feind verfolgte. Seit dem 2. August hatte er sich fast gar keine Zeit weder zum Essen noch zum Schlafen gegönnt, auf seinem treuen Pferdchen hatte er reitend eine kurze Weile geschlafen und das kluge Thier stand, wenn es an gefährliche Stellen kam, von selber still, wodurch der Reiter erwachte. „Ich war damals“, erzählte Speckbacher später, „leicht wie ein Vogel und wurde gleichsam durchsichtig.“

5.

Während Vater Hofer wiederum von Innsbruck aus das Land Tyrol regierte und mit allem Ernst

seinen nicht leichten Regentenpflichten oblag, war Speckbacher bemüht, die Grenzländer, namentlich den Pinzgau und das Zillertal (das damals noch nicht zu Tyrol gehörte) für Tyrol zu gewinnen.

Die Pinzgauer Bauern gehörten zum Herzogthum Salzburg, waren jedoch meist gut österreichisch gesinnt; die Kaufleute und Vornehmen waren mehr bayrisch und die Oberbeamten, die von der bayrischen Regierung besser bezahlt wurden, ganz besonders. Der Pfleger (Bezirkshauptmann) von Mittersill schickte, als man ihm von der Anwesenheit Speckbachers berichtete, sogleich Häfcher aus, ihn zu fangen. Doch dieser kam ihm zuvor. Er holte alsbald zwölf Bauern aus Hollersbach, drang mit dieser seiner Begleitung Abends in das vom Pfleger bewohnte Schloß, nahm ihn gefangen und sandte den hohen Herrn sammt dem Landrichter in des Pflegers eigenen Wagen nach Innsbruck zu Hofer. Sobald dieß bekannt wurde, nahmen die anderen Pfleger Reißaus. Speckbacher aber schloß mit den Pinzgauern ein Bündniß, erhielt von ihnen Schlachtvieh und gab ihnen dagegen vom Feinde erbeutete Gewehre. Im Dorfe Mühlbach fand er eine ansehnliche Menge Schwefel, den er auf der Stelle nach Innsbruck zur Fabrication des bereits mangelnden Schießpulvers schickte.

Im September rückte der Kapuzinerpater Haspinger nach. Die Landleute stellten die erforderliche Mannschaft und erhielten kriegserfahrene tyroler Hauptleute. Der Pater gedachte alle nahen und fernen österreichischen und nichtösterreichischen Länder zum Kampf gegen Napoleon zu entflammen, und wollte zu diesem Zwecke einen Kriegszug nach Salzburg unternehmen. Dem viel klarer urtheilenden Speckbacher war das nicht recht; er wollte aber auch jetzt dem von patriotischen Hitzköpfen beherrschten Oberbefehlshaber Hofer nicht widerstreben.

Als er nun — es war am 10. September — sich in St. Johann mit seinem Adjutanten über den Zug in's Salzburgische berieth, hörte er aus der Ferne den tyroler Schützenmarsch, trat an's Fenster und sah frische unterinntaler Schützencompagnieen jauchzend und schmalzend anrücken. Bald bemerkte er auch, wie gleich hinter dem Trommler und Schwegler (dem Bläser der Quer- oder Schwegelpfeife) ein bewaffneter Knabe einherzog. Darüber wenig erbaut brummte er in seinen Bart: „Nu wird mir der Sandwirth bald gar noch Kinder nachschicken!“ Aus dem Wirthshause hinabsteigend, um den Schützenzug zu empfangen, ward er jedoch höchlich überrascht, als er in dem Buben seinen eilfjährigen Anderl erkannte, der ehrerbietig auf seinen

Vater zuschritt und ihm die Hand küßte. (Die Scene ist von dem rühmlichst bekannten tyroler Maler Franz Defregger in einem Delgemälde, das zuerst in München ausgestellt war, vortrefflich dargestellt. Nach demselben ist die vorliegende Illustration gearbeitet.) Dem Jungen hatte es auf seiner Alp keine Ruhe mehr gelassen, und er war schon seit einem Monat mit den Landesvertheidigern umhergezogen. Die Schützen hatten ihn ganz wie ihres Gleichen ausgerüstet, mit grauer Zoppe und grünem Hut, ihm auch einen leichten, aber guten Stutzen gegeben, den er mit größter Geschicklichkeit handhabte.

Erst als der ganze Empfang vorüber und der Knabe mit dem Vater allein war, gestand er ihm schüchtern, daß er seit 24 Stunden nichts gegessen habe und sehr hungrig sei. Während der Wirth ihm zu essen brachte, nahm doch Speise und Trank weniger seine Aufmerksamkeit in Anspruch als der an der Wand hängende Stutzen. Der Wirth, als er des Knaben sehnsüchtigen Blick bemerkte, fragte denselben, ob er denn Lust zu dem Stutzen habe? Erröthend bejahte es der Kleine und der Wirth schenkte ihm die Waffe.

Aber das Gewehr hatte ein Radschloß; der Knabe wollte es aufziehen und es ging nicht. Er wurde blutroth, sagte jedoch kein Wort, sondern ging zu einem Waffenschmid, gab diesem eine Vorrichtung an, welche das Aufziehen bedeutend erleichterte, und als das Gewehr fertig war, brachte er's im Triumph zurück. Die Verbesserung erwies sich so zweckmäßig, daß mehrere Besitzer von Gewehren mit Radschloß sie auch vornehmen ließen.

Der kriegerische Aderl, nun wie ein Großer bewaffnet und im Schießen schon sehr geübt, blieb fortan an der Seite seines Vaters und wich auch im hitzigsten Gefecht nicht von ihm.

Als Speckbacher bis nach Reichenhall und Berchtesgaden vorgebrungen war und mit seinem Sohn-

chen den Königssee und das berühmte Jagdschloß in der Nähe desselben besuchte, schrieb der junge Schütz in das Fremdenbuch zu manchen anderen dort stehenden Versen auch seinerseits einen Reim, der also lautete:

Andreas Speckbacher heiß ich,
Des Kommandanten Sohn, ein Knabe von eils Jahren,
Schießen kann ich,
Die Boarn haben's wohl erfahren.

Die bayrischen Truppen hatten ihre Aufstellungen zu sehr vereinzelt und geschwächt, namentlich an den Engpässen, die aus Tyrol nach Salzburg führen. Speckbacher hatte diesen Fehler sogleich erkannt und entwarf einen meisterhaften Operationsplan, nach welchem die Bayern an vier verschiedenen Punkten zugleich mit Macht angegriffen und geworfen werden sollten. Die bayrischen Bataillone schlugen sich tapfer, mußten jedoch mit schwerem Verlust weichen, und Speckbacher, der im Strubpasse die schwerste Arbeit hatte, gewann am 25. September einen glänzenden Sieg.

Zum letzten Mal hatte ihm das Glück gelächelt! Die Bayern, um

ihre Scharte wieder auszuweken, rückten mit aller Macht wieder nach Tyrol vor, während von Italien her ein neuer Truppenkörper heranzog. Den Oberbefehl über die gesammte Streitmacht übergab Napoleon dem kriegserfahrenen Vicekönig Eugen, dem nachherigen Herzog von Leuchtenberg; der Herzog von Danzig war in Tyrol zum Gespött geworden und wurde abberufen. Der bayrische Kronprinz Ludwig stellte sich selbst an die Spitze seiner Division (Heeresabtheilung), obwohl sein Herz schwer darunter litt, daß Deutsche gegen Deutsche blutig stritten. Er sandte, um Speckbacher, dessen Kühnheit und Tapferkeit seine volle Bewunderung gewonnen hatten, zum Frieden zu stimmen, seinen Generalstabsobersten Eppeln an den tyroler Hauptmann, um diesen zu benachrichtigen, daß zwischen



Napoleon und Kaiser Franz von Oestreich demnächst Friede geschlossen würde und den Tyrolern nun grenzenloses Elend daraus entstehen müsse, wenn sie noch länger den Kampf ganz allein fortsetzen wollten; es solle Alles vergeben und vergessen sein, wenn Speckbacher die Waffen niederlegte; und wenn er nach Bayern übertreten wolle, so habe er eine angemessene Belohnung zu erwarten. Durch falsche Nachrichten irre geleitet und den Friedensversicherungen mißtrauend, lehnte Speckbacher alle Anerbietungen ab.

Bevor es zum entscheidenden Kampfe kam, ward der Friede zu Wien (Schönbrunn) geschlossen, worin Oestreich auch Salzburg verlor und an Bayern abtreten mußte. Tyrol ward der Gnade und Ungnade Napoleons überlassen. Erzherzog Johann schrieb den Tyrolern und forderte sie dringend zur Unterwerfung auf, und Hofer meldete seinem Waffenbruder Speckbacher: „Alles ist aus, Oestreich hat uns im Frieden vergessen!“ Allein der Kapuziner Haspinger und andere Einflüsterungen machten das

Gemüth des Oberkommandanten immer wieder wandelnd, und so geschah es, daß während er in einem Erlasse die Tyroler zum Niederlegen der Waffen ermahnte, er in einem andern wieder das Kriegsfeuer schürte.

Ueber Speckbacher brach das Unglück schon am 16. Oktober bei Meled herein. Durch die Nachlässigkeit eines tyrolischen Vorpostens (Rattenberger Schützen), der die Meleder-Alp hätte bewachen sollen — die Leute waren ohne Schuh und hatten sich bei

der Kälte zurückgezogen — kam die Vorhut des heranrückenden bairischen Heeres den Tyrolern in den Rücken, das Wirthshaus in Meled, wo Speckbacher sein Hauptquartier hatte, wurde erstürmt, die ohnedieß nicht zahlreiche Aufstellung der tyroler Schützen wurde getrennt und es begann ein blutiges Gemetzel.

Speckbacher kämpfte wie ein Löwe, ward aber im wilden Handgemenge auf die Erde geworfen und

da er sich nicht ergeben wollte, mit Kolbenstößen und Bajonettschüssen übel zugerichtet. Seine Kleider hingen ihm in Fetzen vom blutenden Leibe, die Waffen waren ihm entrisen; doch er verlor keinen Augenblick Muth und Geistesgegenwart. Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung springt er auf, schlägt wie ein Rasender um sich und vor seinen wuchtigen Faustschlägen weichen die Angreifenden zurück. Dann springt er seinen über eine Felswand empor kletternden Gefährten nach, mit einem Fuß steigt er, mit dem andern stößt er den Verfolger zurück, von Kugeln umsaust erreicht er die durch einige Bäume geschützte

Höhe. Aber, o Schmerz und Wehe! nun erst merkt er, daß sein Anderl nicht mehr bei ihm ist. Er stößt einen herzzerreißenden Schrei aus und will sogleich wieder hinabklettern, mitten unter die Feinde. Seine Leute halten ihn zurück und weigern sich ihm zu folgen, — es wäre auch Aller Verderben gewesen — und so überläßt er den Sohn der Gnade der Sieger.

Die bayrische Vorhut, welche den alten Speckbacher nicht persönlich kannte, ihn aber unter den massenweis daliegenden Todten vermuthete, nahm nun



den jungen nach beendetem Kampfe mit sich auf das Schlachtfeld, damit er den Vater herausfände. Bald erkannte Andreas die blutigen Fesseln, die man seinem Vater vom Leibe gerissen hatte, sowie den Säbel des Commandanten. Bitterlich weinend wies er die bayrischen Soldaten darauf hin. Dann aber kam ihm der Gedanke, er müsse einen anderen der erschlagenen Tyroler für seinen Vater ausgeben, damit man diesen nicht weiter verfolge. Schnell hatte er sich wieder gefaßt, kein Klagelaut ward fernerhin mehr von ihm vernommen, und die bayrischen Offiziere bekamen alle Achtung vor dem so jungen und doch schon so tapfern und mannhaften Sohn des gefürchteten und gefaßten tyroler Commandanten.

Mit seinen übrigen gefangenen Landsleuten (zweihundert an der Zahl) ward er zuvörderst nach Landshut abgeführt, darauf in die Trausnitzburg eingesperrt, dann aber auf ausdrücklichen Befehl des Königs nach München gebracht. Als er sich von seinen Tyrolern trennen mußte und nun einer ganz ungewissen Zukunft entgegenging, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Doch es kam viel besser, als er je geahnt hatte. Der König ließ den jungen Helden vorführen und fragte ihn: „Was glaubst du nun, daß mit dir geschehen wird?“ „Umbringen wird man mich, wie meinen Vater.“ antwortete der Knabe. Der König beruhigte ihn jedoch mit der gnädigen Zusicherung, es werde ihm gar kein Leid geschehen, sondern alles Gute. Er gab ihn in ein Münchner Erziehungs-Institut, wo er aufs beste gehalten wurde.

Am 1. November ward Hofer, der sich am Berge Isel zu halten suchte und dort nothdürftig verschanzt hatte, massenhaft von der bayrischen Armee angegriffen und mit einem Theil des streitbaren Volks, das ihm noch geblieben, nach dem Brennerpaß zurückgeworfen. Speckbacher sah sich, nach verschiedenen Scharmügeln, genöthigt, seine Leute am 11. November zu entlassen; am folgenden Tage erreichte er seine Familie, die sich auf eine hochgelegene, bereits eingeschneite Alp (zu Stallsin's) geflüchtet hatte. Höchst rührend war das Wiedersehen der beiden schwergeprüften Ehegatten. Im ersten Momente war alles erlittene Ungemach vergessen, dann aber äußerte der Vater seinen Schmerz über die Abwesenheit seines Erstgeborenen. Die Mutter, ihn beruhigend, holte flugs einen Brief herbei, den ihr der General Deroi hatte zukommen lassen, worin es u. A. hieß, daß ihr Sohn Andreas lebe, in München unter dem besondern Schutze des Königs stehe und sich sehr wohl befinde. Abermals ward Speckbacher zur Unterwerfung aufgefordert und ihm verheißen, wenn er die Waffen freiwillig niederlegen und persönlich sich stellen wollte,

solle Alles verziehen sein. — Diese Worte blieben nicht ohne Eindruck auf sein Gemüth, auch sein treues Weib rieth zur freiwilligen Rückkehr und zu sofortiger Gnadenansflehung des guten Königs.

Doch das Schicksal mehrerer tyroler Schützen, die man mit Waffenvorräthen auf der Alp gefunden und sogleich erschossen hatte, machte den ohnehin sehr zum Mißtrauen geneigten Speckbacher wieder bedenklich, und überdies meldete der Sandwirth, er habe wieder 1200 Mann in Passeyer aufgeboden und gedenke den Krieg fortzusetzen. Da wollte denn auch er nicht zurückbleiben. Nachdem er seine Familie in eine etwas tiefer gelegene Sennhütte gebracht hatte, zog er abermals aus, die Mannschaft des Unter-Innthals aufzubieten. Um Briefe auf das andere, von den Bayern besetzte Ufer des Flusses zu befördern, band man sie an einen Pfeil und schoß sie hinüber. Da dieß nur in der Nacht geschehen konnte, so befestigte man an dem Pfeile noch einen angezündeten Schwärmer oder kleine Raketen, welche den Ort bezeichneten, wo der Brief niedergefallen war. Dieß alles geschah zu einer Zeit, wo man sichere Kunde von dem abgeschlossenen Frieden hatte.

Mit Recht geriethen die Bayern über „das hinterlistige, tückische, ehrlose Bauernvolk“ in Wuth, und die Soldaten boten Alles auf, sich des „Feuerteufels“, wie sie Speckbacher nannten, zu bemächtigen. Allerlei Steckbriefe und Aufrufe wurden erlassen, und sogar die Geistlichen mußten von der Kanzel herab verkündigen, daß es ein verdienstliches Werk sei, ihn zu fangen oder todt zu schießen, wie ein wildes Thier. Die Soldaten gelobten, sobald sie seiner habhaft würden, Riemen aus seiner Haut zu schneiden. Sogar sein Bildniß in Holzschnitt wurde unter ihnen vertheilt.

6.

Mit dreizehn seiner Genossen flüchtete nun Speckbacher, mitten im Winter, von Alp zu Alp, nachdem er für das letzte wenige Geld, das ihm noch geblieben, sich einige Lebensmittel gekauft hatte. Die Sennhütten, von Schnee bedeckt und unwirthlich, boten ein schlechtes Obdach, die Nahrungsmittel waren bald verzehrt. Er versuchte, über Dux, Zillergrund und das hohe Hörndlsloch in's Ahren- oder Pusterthal zu entkommen; doch die Hochpässe waren verschneit und er kam nur bis Lanersbach im Duxerthal. Dort nahm der Gastwirth die Geächteten freundlich auf, und sie konnten über die Weihnachtstage bei ihm bleiben. Speckbacher verabschiedete seine Gefährten, da er sie nicht ernähren konnte und seinen

Aufenthalt verbergen mußte. Einer der Entlassenen verrieth den Aufenthalt seines Herrn an die Bayern; Speckbacher mußte bis auf die Höhe des Vogelsberges flüchten, und als er, vom Hunger gezwungen, zu einem Bauernhause herabstieg, waren ihm auch schon bayrische Soldaten auf den Fersen. Kaum gelang es ihm, sich auf das Dach zu retten und auf der andern Seite herabzuspringen, wobei er sich schwer verletzte. Mühsam schleppte er sich in den nächsten Wald und dann zum Boldererberge. So irrte er ohne Obdach, in leichter Kleidung, oft dem Hungertode nahe, 27 Tage in der Schneewüste umher. Eines Tages, als er sich weiter in's Thal hinunter wagte, sah er auf einem Schneefelde in neblichter Ferne menschliche Gestalten, die er Anfangs für seine Verfolger hielt. Als sie aber näher kamen, erkannte er seine eigene Familie, die um der Verhaftung zu entgehen, gleichfalls aus der Sennhütte geflohen war. Bisher hatte der Verfolgte sein Geschick standhaft ertragen; als er aber seine hungernden, vor Kälte halb erstarrten Kinder erblickte und seiner leichenblaffen abgemagerten Frau in's Antlitz sah: da rollten die Thränen aus den dunkeln Augen des schmerzgebeugten Vaters. Rasch kämpfte er aber sein Schmerzgefühl nieder, denn die Rettung der Seinen litt keinen Aufschub. Im rechten Moment erinnerte er sich eines guten Freundes, der auf der Höhe des Boldererberges ein Gehöft hatte und sich der Seinen gewiß erbarmen würde. Die Kinder waren jedoch von Kälte und Hunger so ermüdet, daß sie keinen Schritt mehr gehen konnten, und so mußte der selbst abgemattete Vater sie eins nach dem andern den Berg hinauf tragen.

Sein Vertrauen auf den Freund hatte ihn nicht getäuscht; dieser nahm die Geächteten hülfreich auf; aber lange durfte Speckbacher nicht bei ihm bleiben, und er stieg abermals in eine öde kalte Alpkütte hinauf. Als der Knecht Zoppel, der das Hauswesen in Sinn getreulich besorgte, den Aufenthaltsort seines Herrn erfahren hatte, trug er demselben Lebensmittel zu. Keine angebotene Belohnung, keine Drohung vermochte den wackeren Menschen, seinen Herrn zu verrathen.

Es war am Morgen des 2. Februar 1810, zu Mariae Lichtmess, am Namenstage seiner lieben Ehefrau. Die Morgenglocken klangen hell durch die reine kalte Winterluft bis in sein hohes Versteck hinauf, und der arme einsame Flüchtling ward von unwiderstehlicher Sehnsucht ergriffen, einmal wieder zu seiner Familie hinabzusteigen und sich wenn auch nur eine Stunde lang ihres Anblicks zu erfreuen. Vielleicht — so hoffte er — hat die Verfolgung etwas

nachgelassen. Er eilt hinab, die Seinen sind eben aus der Kirche zurückgekehrt, wo sie für den Vater gebetet haben, der nun, alles Herzeleid auf einige Stunden vergessend, in dem behaglich warmen Zimmer von den Kindern umringt, an der Seite seines lieben Weibes sitzt, während seine älteste Tochter den Tisch deckt und die Bäuerin am Herde die warme Suppe bereitet. Plötzlich stürzt der Hauswirth in die Stube mit dem Rufe: „die Boarn kommen!“

Rasch eilt der Verfolgte zur Hintertür des Hauses, hört aber bereits das Aufstoßen der Gewehrkolben, die Soldaten sind schon ganz nahe. Nun eilt er zur vorderen Thür, reißt sie auf und sieht sieben Mann heransteigen. Schnell entschlossen greift er nach einem Handschlitten, stülpt ihn über den Kopf und geht ganz ruhig, als wäre er der Knecht des Hauses, der Holz holt, auf die Soldaten zu. Diese, um nicht in den Schnee treten zu müssen, rufen ihm zu, er solle ausweichen. Keck antwortet er, das sei an ihnen, denn er müsse schnell Holz holen, weil man auf keine Einquartierung gerechnet habe — und so entkommt er unerkannt in den nahen Wald.

Da ihm die Verfolger so nahe waren, mußte er ein noch höher gelegenes Versteck aufsuchen; er wählte eine Höhle auf dem sogenannten „Gemsbaken“, einer der steilsten und wildesten Klippen, die nur Einen Zugang hatte. Er hatte dort schon in seinem jugendlichen Wildschützenleben eine sichere Zuflucht gefunden und sie für den Fall der Noth durch seinen Knecht Zoppel mit einigem Vorrath an Mehl, Schmalz und Rauchfleisch versehen lassen. Ferner hatte er dort siebzehn Büchsen mit den nöthigen Patronen niedergelegt. Die Gewehre hielt er immer geladen, und eine geladene Büchse legte er, entfernt von seinem Verstecke, auf den Fußsteig, der zur Höhle führte. Den am Hahne des Stuzens befestigten Bindfaden zog er quer über den Weg, so daß beim leisesten Anstoß das Gewehr sich entladen und der Knall ihn warnen mußte.

In dieser schrecklichen Einsamkeit lebte er bis zum März; nur ein gieriger Steinadler, dessen Flügelschläge ihn zuweilen umrauschten, wenn er aus der Höhle kroch, war sein Besuch und seine Unterhaltung waren die Schmerzen des Leibschatens, den ihm die bayrischen Kolbenstöße bei Meleek verursacht hatten und der durch den Sprung vom Dache noch schlimmer geworden war. Es stellten sich öfters Fieberfchauer ein; eine minder starke Natur wäre längst der Kälte, der Entbehrung und dem Schmerz zum Opfer gefallen. Und doch war das Maß seiner Leiden noch nicht voll. Die Stürme und das Thau-

wetter zu Anfang März hatten den Schnee gelockert, und als er seine Höhle verließ, um Reißholz zu sammeln, hörte er plötzlich über sich ein donnerähnliches Krachen. Es war eine Lawine, die ihn faßte und von einem Abhang zum andern fortriß, bis er ganz betäubt an einem Erdwall hängen blieb.

Wie durch ein Wunder war er am Leben geblieben, er hing über einem Abgrunde, und als ihm das Bewußtsein wiederkehrte, war er kaum im Stande sich zu rühren, denn sein Hüftbein war verrenkt. Wieder zu der Felshöhle emporzusteigen vermochte er nicht, und so versuchte er, zu dem Hause seines Freundes auf dem Volbererberge sich hinzuschleppen, entschlossen, lieber den Bayern in die Hände zu fallen, als so kläglich zu enden.

In gesunden Tagen hätte er den Weg bequem in 2 $\frac{1}{2}$ Stunden zurückgelegt; nun brauchte er volle 7 Stunden. Jeder Schritt verursachte ihm neuen Schmerz, es war ein Marterweg. Als er in dem gastfreundlichen Hause anlangte, sank er ohnmächtig nieder. Schnell wurde der Bauernarzt Spielhennner herbei geholt, der das Bein wieder einrichtete. Der Unglückliche lag den ganzen Tag in Fieber. Kaum zu sich selbst gekommen, verlangte er — da immer noch Patrouillen in der Nacht umherstreiften — in sein eigenes Haus gebracht zu werden. Der Bauer und Spielhennner trugen ihren kranken Freund selber und brachten ihn Nachts auf wenig betretenen Seitenwegen nach Rinn. Dort legten sie ihn in das etwa 40 Schritt vom Hause entfernte Stallgebäude. Als Morgens um 4 Uhr der treue Knecht Zoppel die Stallthür öffnete, sah er bei den Kühen eine bleiche Menschengestalt liegen. Sein Schrecken verwandelte sich in herzliche Freude, als er die Stimme seines Herrn vernahm.

Nun aber war guter Rath wieder theuer, denn das Hauptgebäude wurde fort und fort von bayrischen Soldaten besucht; Speckbacher wußte sich jedoch zu helfen. Er gebot dem Knecht, ein drei bis vier Fuß tiefes Loch zu graben, gleich neben der ersten Kuh; der Boden wurde mit frischem Stroh belegt und der Verfolgte hineingelegt. Er konnte zur Noth aufrecht sitzen. Ueber die Grube wurden Bretter gelegt und diese mit Stroh und Dünger bedeckt; nur ein Luftloch unter der Krippe zwischen der ersten und zweiten Kuh blieb frei. In dieser Höhle war er so zu sagen lebendig begraben; doch die thierische Wärme, der Genuß warmer Kuhmilch stellten den Schwerverletzten allmählig wieder her. Der Arzt, der getreue Nachbar Johann Angerer besuchten ihn und auch die Frau wußte um das Geheimniß. Der gute Zoppel sagte pünktlich an, wenn

die einquartierten Soldaten zum Exerciren fortgegangen waren, und dann begab sich Speckbacher in den nahen Schaffstall.

Bis zum zweiten Mai hatte er in dieser Weise ausgeharrt; länger mochte er es aber nicht ertragen, und er beschloß, da eben die bayrische Einquartierung abgezogen war, nach Oestreich zu entfliehen, obwohl er noch so schwach war, daß einige Schluck Wein ihn berauschten.

Die Trennung von Haus und Hof war hart, die Reise auch; denn der Flüchtling suchte, von dem mitgenommenen Borrath an Brod und Fleisch zehrend, jede menschliche Wohnung zu vermeiden; und erst nach zehntägiger Wanderschaft wagte er mit Menschen zusammen zu kommen. Ueber Gastein und die Berge von Steiermark gelangte er endlich nach Wien.

Tiefgerührt empfing der Erzherzog Johann den tyroler Helden, der so unsägliche Leiden erduldet; mit großer Huld und nicht ohne innere Bewegung empfing ihn bald darauf auch der Kaiser selbst, der seine Brust mit der goldnen Tapferkeitsmedaille schmückte und ihm eine Pension von 1000 Gulden verlieh. Auch wurde ihm Hoffnung auf ein Landgut in Ungarn gemacht, wenn er sich dort — auf eigene Kosten — anbauen wollte. Als er dieß seinem treuen Weibe mittheilte, war diese außer sich; sie schrieb ihm einen rührenden Brief, worin sie erklärte, sie wolle lieber mit ihren Kindern betteln als in die ungarischen Sümpfe gehen. Nun versuchte er, ein Landgut in Oestreich zu erwerben, in der Nähe von Wien, wodurch er aber so in Schulden gerieth, daß er sogar seine goldene Medaille und Kette verfehen und gemeine Tagelöhnerdienste verrichten mußte. Seine Frau hatte ihn im April des Jahres 1811 besucht, doch in der geräuschvollen Residenz bald das Heimweh bekommen. Als sie in die Heimath zurückreiste, ward sie in Salzburg von den bayrischen Behörden aufgegriffen und 13 Wochen lang gefangen gehalten.

In seiner Geldnoth ging ihm von englischer Seite Unterstützung zu. Einmal ging er auch mit einem Engländer die Wette ein, er wolle den höchsten, bisher noch nie betretenen Punkt der gothisch durchbrochenen Spitze des Stephansthurmes erklimmen, welches Wagstück er zum nicht geringen Erstaunen der Wiener glücklich ausführte.

Im Jahr 1812 unternahm Napoleon den verhängnißvollen Kriegszug nach Rußland; es war ein Gottesgericht, das in Moskau über ihn erging und zur Folge hatte, daß sich nun das gebemüthigte Preußen wie ein Mann erhob und auch Oestreich sich zu neuen Kriegsrüstungen wider Napoleon auf-

raffte. Speckbacher erhielt von der österreichischen Regierung im Sommer 1813 die Weisung, in seine Heimath zurückzukehren und das Land Tyrol wider die Bayern aufzuwiegen. Er wurde zum Major ernannt und erschien in Militäruniform. Seine Landsleute empfangen ihn aber mit Mißtrauen; sie hatten unter der bayrischen Herrschaft sich nicht schlecht befunden, im Gegentheil waren manche frühere Mißbräuche abgeschafft worden, so daß sie jetzt zu einem Aufstande wenig geneigt waren. Glücklicherweise hörte noch im selben Jahre nach der großen Völkerschlacht bei Leipzig die Feindschaft zwischen Oestreich und Bayern auf, da das letztere nun vom Bündniß mit den Franzosen abließ und seinen deutschen Brüdern zum gemeinsamen Kampfe wider den Friedensstörer Europa's die Hand reichte. Ein bayrisches Armeecorps von 50000 Mann unter Feldmarschall Brede warf sich bei Hanau den fliehenden Franzosen in die Flanke und beschleunigte ihre Flucht. Am 31. März 1814 hielten die verbündeten Mächte ihren Einzug in Paris, und in dem am 30. Mai vorläufig festgestellten Vertrage fiel Tyrol und Vorarlberg wieder an Oestreich zurück.

Im folgenden Jahre 1815 sollte auf dem Wiener Congreß die neue Ordnung der Dinge festgestellt werden. Kaiser, Könige und Fürsten mit ihren Ministern und Gesandten versammelten sich dort, und Kaiser Franz von Oestreich war nun mit dem König Maximilian von Bayern so eng verbunden, daß er eines Tages seinem getreuen Speckbacher, der auch in Wien war, dringend rieth, sich dem König von Bayern vorzustellen. „Speckbacher“, sagte er zu ihm, „du mußt zum König von Bayern gehen und dich bedanken, daß er deinen Vuben hat was lernen lassen!“ Dieses vertrauliche „du“ that dem Patrioten von Herzen wohl; er sagte später, es sei ihm lieber gewesen als die goldene Medaille und die 50 Dukaten schwere Kette, die er vom Kaiser zum Geschenk erhalten hatte. Der Gang zum guten König Max, der seinen Sohn und ihn selber mit so viel Gnade und Freundlichkeit behandelt hatte, ward ihm schwer, weil er sich vor ihm schämte. Doch der großmüthige König schien alle Feindschaft der Tyroler vergessen zu haben und nahm ihn höchst gütig auf. „Lassen Sie mir Ihren Sohn,“ sprach er u. A., „er soll es in Bayern weiter bringen als in Oestreich.“ Der Vater sehnte sich aber nach

seinem Liebling, und dieser blickte auch mit Sehnsucht nach den tyroler Alpen hinüber.

Nach Sinn auf sein „Heimwesen“ zurückgekehrt, merkte Speckbacher, daß er nicht mehr rüstig genug sei, sein Gut selber zu bewirthschaften; sein Körper war von den unerhörten Anstrengungen und Leiden mürbe geworden, und er ließ sich als pensionirter k. k. Major im nahen Städtchen Hall nieder.

Er ging dort wenig unter die Leute, sprach in Gesellschaft nicht viel, nur hier und da leuchtete der alte schlagfertige Witz auf. Für seine Waffengefährten vom Jahre 9 hatte er immer einen Sparpfennig bereit, und einmal nahm er 200 Gulden auf sein Conto auf, um sie einem bedrängten Freunde zu leihen.

Mit Anfang des Jahres 1820 überfiel ihn eine nervöse Schwäche, die in eine Nervenkrankheit umschlug, welche seinem Leben am 28. März ein Ende machte. Es war ihm vergönnt, in den Armen seines edlen Weibes zu sterben — ein Glück, das dem braven Hofer, der 1810 am 20. September in dem Festungsgraben von Mantua erschossen wurde, nicht zu Theil ward.

Im Frühling des Jahres 1858 wurden seine irdischen Ueberreste vom Friedhofe zu Hall nach Innsbruck gebracht, um dort in der Hofkirche neben Andreas Hofers Gebein beigesezt und durch einen Denkstein geehrt zu werden.

Sein Sohn Andreas, nachdem er in München eine vortreffliche Schulbildung erhalten hatte, studirte zu Schennitz in Ungarn mit Auszeichnung das Berg- und Hüttenwesen und erhielt dann eine Stelle bei dem Berg- und Hüttenamt zu Brizlegg. Dort besuchten ihn die Erzherzöge Johann und Karl, denen er mit Lebhaftigkeit seine Jugendschicksale erzählte. Im Jahre 1832 ward er zum Verwalter des Berg- und Hüttenamtes zu Zenbach ernannt und versah diese Stelle mit so musterhafter Geschicklichkeit, daß viele Fachmänner nach Zenbach reisten, um die zweckmäßigen Einrichtungen und originellen Speckbacher'schen Maschinen kennen zu lernen.

Zu früh für die Familie und für sein Vaterland machte eine Lungenkrankheit dem hoffnungsvollen Leben schon am 25. März 1834 ein Ende. Der Sohn des Kriegshelden erreichte nur ein Alter von 35 Jahren.

Der große Verbündete.

1760.

Von Adolph Stöber.

Original-Zeichnung von Wilhelm Camphausen.



A. A. R. BILANDAMOUR.

Wer plaudert noch in tiefer Nacht
Dort an der Weiwacht Flammen?
Der große König Friedrich wacht
Mit Ziethen noch zusammen.

„Die letzten Treffsen schlugen fehl;
Der Feind hat sich verschworen —“
Spricht Fritz verzagt — „ich hab's nicht hehl,
Mir geht der Muth verloren.“

„„Nein, Majestät,“ spricht wohlgemuth
Der Feldherr der Husaren;
Ich bin's gewiß, es geht noch gut,
Nur herzhaft drein gefahren!“

„Ei, hat er denn, fragt König Fritz,
Einen neuen Bundsgenossen?“
Derweil um seinen Mund wie Blig
Des Spottes Pfeile schossen.

„Nicht einen neuen,“ spricht er, „doch
Den alten Miiirten;
Es lebt der alte Herrgott noch,
Desß Worte nie fallirten.“

„Der thut ja keine Wunder mehr,“
Meint Fritz. „Es braucht auch keine;
Gott segnet dennoch Heer und Wehr,
Ihm sei die Ehr' alleine!“

Und Zieihen, eh der Morgen graut,
Läßt die Trompeten blasen,
Daß er sein Reitervolk beschaut
Auf weitem, grünem Rasen.

Und nach der Mustring, eh auf's Ross
Sich die Husaren schwingen,

Fängt an der schlachtbereite Troß
Noch den Choral zu singen:

„Auf Gott und nicht auf meinen Rath
Will ich mein Glück bauen,
Und dem, der mich erschaffen hat,
Mit ganzer Seele trauen.“

Nun geh's in Schlacht und Pulverdampf —
Wie die Husaren fliegen!
So stark der Feind, so heiß der Kampf,
Doch Preußens Waffen siegen.

Dem Feldherrn reicht der Fürst die Hand:
„Freund, bleib' Er nur beim Alten;
Sein Miiirter hält noch Stand,
Hat treu sein Wort gehalten.“

Fabeln.

Von

Heinrich Viehoff.

Der Wolf, der Kranich und die Hirten.

Ihr kennt vom Wolf, dem einst ein Bein
Im Schlunde stak, die alte Fabel,
Und wie, vom Tod ihn zu befreien
Der Kranich wagte Hals und Schnabel.
Ihm ward für den bedungnen Lohn,
Ihr wißt's, des Undankbaren Hohn.
Doch Schlimmes war ihm noch beschieden.

So lang der Wolf darniederlag,
Da hatten rings die Hirten Frieden
Und priesen ihren guten Tag.
Jetzt sing auf's neu der Jammer an:
Der Wolf ging wieder aus auf Thaten;
Und wer an ihm die Kur gethan,
Das war den Hirten bald verrathen.
Drum stellten sie dem Kranich nach
Mit Schrein und Schelten, Tag für Tag,
Verfolgten ihn sogar mit Steinen, —
Bis er, sobald die Schaar der Kleinen
Kaum flügg' und reifig sich erwies,
Boll Neun und Kummer mit den Seinen
Den lieben alten Ort verließ.
„Erväget ja,“ so sprach im Scheiden
Der Kranich warnend zu der Brut,
„Eh ihr den Bösen Gutes thut,
Ob Gute nicht darunter leiden.“

Wanduhr und Sonnenuhr.

Die Wanduhr sprach mit Hohn zur Sonnenuhr:
„Was ist die Zeit, du Nachbarin im Freien?“ —
„Ich weiß nicht“, klang's zurück als Antwort nur. —
„Nicht? Ei, so darf man wohl dich unnütz zeihen.“ —
„Ich wart' auf Phöbus Strahl; der muß mich's lehren.“ —
„So warte denn, ich werde dir's nicht wehren,“
Versetzt die Wanduhr; „ich kann ihn entbehren;
Man darf nur, soll ich lustig weiter gehn,
Mich einmal wöchentlich ein wenig drehn;
Und nicht umsonst macht ohne Rast die Runde
Mein Zeiger — horch! ich schlage gleich die Stunde:
Eins, zwei, drei, vier — das ist genau die Zeit!“

Kaum gab die Wanduhr kühnlich den Bescheid,
Da bricht durch aufgelöster Wolken Flor
Des Phöbus mächt'ger Strahlenblick hervor
Und hellt die Sonnenuhr, die, treu geleitet
Vom Führer, nun auf vier ein Viertel deutet.
„Geh, Freundin,“ sprach sie zu der Wanduhr jetzt,
„Geh, Sorge, daß man dich von neuem setzt.
Du rühmtest eben dich mit jedem Munde,
Daß du zu reden weißt zu jeder Stunde;
Ich rathe dir, befolge meinen Brauch:
Sprich selten, aber dann die Wahrheit auch.“

Ahn und Enkel.

Eine Erzählung aus dem Bairischen Hochgebirge von
German Schmid.

Original-Zeichnungen von C. Dffterdinger.



Das Hoch-
amt
war zu
Ende.
Durch
den Weih-
rauchdunst,
der aus
dem Mar-
morpors-
tal der al-
ten Kloster-
kirche hervor-
quoll, verbrauchte
die Schlußcadenz
der gewaltigen
Orgel, und von
den prachtvollen
Thürmen scholl
das mächtige, vollstim-
mige Glockengeläute,
weit hinaus den Schluß
der frommen Feier ver-
kündend.

Nach und nach kamen die Andächtigen, bald einzeln, bald in Gruppen, aus der Kirche hervor, die stattlichen Hochländer in den grauen grün verbräunten Zoppen und weiten kurzen Lederhosen, unterm entblößten Knie den zierlich gemusterten Badenstrumpf, und auf dem Kopfe den grünen schmal zulaufenden Hut mit der Spielhahnfeder — die Weiber und Mädchen in dunklen Faltenröcken, Mieder und Brusttuch, das Haar in reichen Zöpfen um den Kopf geflochten, auf dem ebenfalls das grüne Hüttlein prangte, statt des Männerschmucks mit Goldschnur und Goldquasten behangen. Alle waren hochfesttätig gepuht, denn es war Ostertag; das ganze Thal schien in die Freude seiner Bewohner einzustimmen, und über dem Klosterhofe, über Dorf und Kirche, über Land und See und um all dies

herum auf dem Gebirge lag heitrer, blauer Frühlingshimmel, die Luft wehte so mild wie selten um diese Jahreszeit, und an den vier Linden, die in der Mitte des Hofes einen aus früherer Zeit übrig gebliebenen marmornen Röhrenbrunnen überschatteten, hatten die jungen Blätter schon die Knospen gesprengt, und breiteten sich behaglich an der warmen Aprilsonne aus einander. Unter den Linden sammelten sich allmählig die ältern, die verheiratheten Männer des Dorfs, während seitwärts die jungen Bursche den Mädchen in den Weg traten, um sie zu grüßen und zu necken; — unter dem Thorbogen aber spielten die Kinder mit den rothen Eiern, die Stärke ihrer Schalen durch gegenseitiges Anschlagen prüfend, und überglücklich, wenn das eine oder das andere sich als besonders fest und tüchtig erwies.

Bei den Männern unter den Linden saß auch der alte Bergbauer, ein fast achzigjähriger Greis, auf dem steinernen Brunnenrande. Das Alter hatte die hohe breite Gestalt etwas zusammengekrümmt, aber in der ganzen Haltung lag nichts Gebrechliches, und die Augen sahen unter den dichten weißen Brauen und der breiten kahlen Stirn so frisch und sicher hervor, wie die eines Jünglings. Auf derselben waren Klugheit und Heiterkeit vereint: jene Klugheit, die sich durch viele erfahrungsreiche Jahre erwirbt und Furchen eingräbt, die für's ganze Leben bleiben, — jene Heiterkeit, die nicht mit dem fröhlichen Augenblick tönt und verklingt, sondern durch ihre Dauer anzeigt, daß die Saiten des Gemüths so recht rein zusammengestimmt sind. Er war nicht lustig, aber immer vergnügt; das Dorf hatte ihm deshalb auch einen Spitznamen gegeben und nannte ihn den „Bergfinken“, weil er auf dem Berge hauste und wie der zierliche Vogel früh und spät vor sich hinstummte, und auch nicht nachließ, als der Winter gekommen war und ihm auf den Kopf geschneit hatte.

Es war um das Jahr acht und vierzig herum, und aus der Stadt waren bedenkliche Neuigkeiten

Anmerkung. Es gereicht uns zur Freude, dem von verschiedenen Seiten geäußerten Wunsche, eine erzählende Dichtung zu bringen, welche sich vornehmlich an die älteren unserer jugendlichen Leser wendet, durch Veröffentlichung der obigen Erzählung nachkommen zu können.

gekommen, wie das Volk zu den Waffen gegriffen habe, um sich allerlei Zugeständnisse zu erringen, und wie sie ein einiges Vaterland machen und den uralten deutschen Kaiserthron wieder aufrichten wollten. Die Männer sprachen unter einander darüber, Partei nehmend für oder gegen dieses oder jenes, oder dem Alten zuhörend, denn er galt bei Allen für einen geschickten Mann, der in seinem langen Leben viel gesehen und erfahren hatte und einem in allen Dingen wohl sagen konnte, was daran ächt war und was nicht.

„Wie ist's? Was sagst Du dazu, alter Bergfink?“ fragte einer der jungen Bauern. „Ist das was Geschicktes, was sie da alleweil schreiben von der freien Presse und vom deutschen Reich? Der Herr Pfarrer hat nächtens gesagt, es wäre besser, man thät's beim Alten lassen.“

Der Alte sah den Frager lachend, mit fast listigen Blicken an und deutete in den Lindenwipfel über ihnen, wo eben ein Finklein sein Morgenstückchen schmetterte. „Hörst den Kameraden da droben, wie er's nothwendig hat? Meinst, es wär was Geschicktes, wenn Du dem anschaffen wolltest, er sollt still sein und nimmer singen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist? Kann sein, daß der Gesang nit allemal schön ausfällt, kann auch sein, daß die Späßen übermüthig werden und zusammen schreien, daß man diemal die Singvögel nimmer hört; — aber es ist doch besser, als wenn's im Wald und auf dem Feld so still und wie ausgestorben wär, und das Un'zieser recht Zeit und Weil' hätt, in der Still' auszukriechen!“

Er hielt inne und erhob sich, weil von der Kirche her eine Bauerfrau langsam gegen den Brunnengrand heran kam, eine hagere Gestalt mit blassem Kummergesicht, das Gebetbuch unterm Arm und den Rosenkranz um die Hand geschlungen. „Und wie's mit dem deutschen Reich ist, willst auch wissen?“ setzte er hinzu, indem er vor den Fragenden hintrat. „Mit dem wird's wohl sein, wie mit einem guten Samenkörnl, das oft lang, lang in der Erden liegt; — daß es einmal aufgeht, das ist gewiß, aber man darf sich halt das Warten nicht verdrießen lassen! — Ich erlebs nicht, das weiß ich, aber Ihr könnt's wohl noch erleben — nachher könnt Ihr's in der Ewigkeit dem alten Bergfinken erzählen, — Ihr jungen Sempel!“

Er schlug den Bauer fest auf die Schulter und verließ die Schaar, die ihm nachlachte und nachrief, daß er die Feiertage gut zubringen solle; er traf mit der Bäurin zusammen und ging durch Klosterhof und Thorbogen hinaus in's Dorf.

„Wo ist der Bub', Vater?“ redete ihn das Weib an. „Ich hab' — Gott verzeih mir die Sünd! — mir fast die Augen nach ihm ausg'schaut, und hab' ihn nicht erblickt.“

„Er wird halt auf dem Chor gewesen sein und mit musicirt haben,“ entgegnete der Alte. „Ich hab' ihn auch nicht gesehen.“

„Auch nicht gesehen?“ fuhr die Bäurin rascher fort, und über die blassen Züge zuckte das Roth aufsteigenden Unmuths. „Auf dem Chor war er nicht — ich hab' den Lehrer nach ihm gefragt; er ist also gar nicht in der Kirch' gewesen.“

Der Alte sumnte leise und kopfschüttelnd vor sich hin. „Was wird er nicht!“ sagte er dann begütigend. „In der großen Kirch' kann man einander leicht übersehen.“

„O, ich hätt' ihn nicht übersehn!“ eiferte die Frau, „er ist nicht drin gewesen, Vater; er hat mir, seiner Mutter, die ihn fromm und christlich erzogen hat, er hat Euch das Herzleid angethan, Vater — und ist am heiligen Osiertag nicht einmal in die Kirch' gegangen! Ich den!, ich muß mich vor dem ganzen Dorf verkriechen vor Schand!“

„Es wär' schlecht von ihm, wenn's so wär,“ unterbrach sie der Alte, „aber ich trau's dem Pauli nicht zu; es wird ihn halt was Besond'ers abgehalten haben.“

„Abgehalten?“ fuhr die immer mehr zürnende Mutter auf. „Was hätt' ihn abhalten können? Durch was darf er sich abhalten lassen? Das Gebet geht Allem vor, — und ich mein', er hatt's wohl nöthig, daß er sich um den Gottesseggen umschaut! — Nein, Vater, ich weiß es besser, oder doch so gut wie Ihr, wenn Ihr's auch nicht einbekennt, — er ist ein eitler, hoffärtiger Bursch' worden, ein weltlicher Mensch, der sich in seiner Studirtheit schämt, zu thun und zu beten wie wir, und wie er auch gethan und gebetet hat, bis ihn das Unglück in die Stadt geführt hat. O, ich wollt', ich hätt' ihn nie hingehen lassen — das leidige Studiren ist an Allem Schuld.“

Der Alte sumnte stärker, nahm den Hut ab, und fuhr sich mit der Hand über die kahle Stirn. „Mach mir den Kopf nicht warm, Burgl,“ rief er dann mit fast unwilligem Ton. „Du weißt, ich kann das Gewäsch nicht leiden — ich kann's nicht leiden, wenn Du mir immer das Studiren vorwirfst! Ich weiß schon, daß ich dran Schuld bin, und ich sag' nicht nein, und es reut mich auch kein Bissel, daß ich darauf bestanden bin, daß er in die Stud' kommen ist! Du bist wie Dein Mann selig! Der hat auch nie davon hören wollen, wenn ich gesagt

hab': laßt den Buben studiren, Ihr könnt's erschwingen, laßt ihn lernen, was wir nicht haben lernen können! — Aber ich hab' doch Recht, und Du wirst es auch sehn, daß Du ganz gescheid gethan hast, mir nachzugeben, wie er gestorben war."

"O, das seh' ich jetzt schon, Vater, wie gescheid das gewesen ist!" rief die Bäurin. "Aber kommen wir nur heim, so will ich dem Buben schon zeigen, daß er noch nicht über seine Mutter hinausgestudirt ist! Ich will ihm sagen, wohin ein ordentlicher Christenmensch an einem Tag wie der heutige und um die Zeit hingehört! Ich will — — — Nun, da haben wir's," unterbrach sich die Eifernde plötzlich und zeigte stille stehend mit ausgestrecktem Arm vor sich hin — — — "es ist, wie ich gesagt hab' — da kommt er aus dem Wald über'n Büchel herunter, und hat das Gewehr über'n Rücken."

Während dieses Gesprächs hatten Beide im raschen Vorschreiten das Dorf hinter sich gelassen, und sich seitwärts der Anhöhe zugewendet, von welcher, rückwärts ganz mit Wald umschlossen, der einsam gelegene Berghof herab sah. Bei dem Ausruf der Mutter war auch der Alte stehen geblieben, und sah nun, ihrem Fingerzeige mit dem Auge folgend, seinen Enkel Paul mit der Jagdflinte aus dem Walde her auf den Hof zu kommen.

Der Alte war sichtbar so schmerzlich überrascht, daß er sein singendes Summen, das immer lauter geworden, plötzlich abbrach. "Der unnütze Bub'," murkte er vor sich hin — nahm sich aber gleich wieder zusammen, und faßte die Tochter am Rock, weil sie Miene machte, geradezu in's Haus zu laufen und den Buben vorzunehmen.

"Halt, Burgl, halt!" sagte er. "Du bleibst da — Du gehst langsam und sagst mir kein Wort zu dem Burschen. Weil er wirklich so frech ist, will ich ihm selber den Text lesen; — Du wirst es wohl noch von Deiner Jugend her wissen, ob ich mich d'rauf versteh!"

Im Hause angelangt, drängte der Alte die Mutter, die nicht übel Lust hatte, ihm nicht zu gehorchen, in die Stube, und ging dem Enkel entgegen, der vom Garten an der Rückseite des Hauses herankam. Pauli war ein hübscher junger Mensch mit offenem, einnehmendem Ausdruck im Gesicht, aber die Farbe desselben war verbleicht und in seinen lebhaften braunen Augen flackerte unstetes Feuer.

Nachdem sie sich begrüßt, führte ihn der Alte tiefer in den Baumgarten, wo die Aepfelbäume schon anfangen, die weißrothen Blüten zu öffnen. Er machte sich an denselben zu schaffen, indem er vor

sich hin sang und das Mundgehäuse einer Ringeltraupe sorgfältig von einem Zweiglein löste.

"Ich bin harb auf Dich, Pauli," hub er dann an. "Du bist kaum einen Tag hier und machst mir und Deiner Mutter Kreuz und Verdruß. Warum bist heut' am Auferstehungstag nicht in der Kirch' gewesen?"

Der junge Mensch stand verlegen; er schien nach einer Antwort zu suchen, und um seinen Mund suchte es wie ein spöttisch Lächeln.

"Alles in der Christenheit bittet und dankt heut' — — hast Du nichts zu bitten und zu danken?" fragte der Alte wieder.

"Man kann überall beten," antwortete Paul nicht ohne Widerstreben. "Der Wald ist auch eine Kirche."

"Und eine große, eine schöne obendrein," sagte der Bauer "aber ich denk, das Ding da taugt nicht gut zum Beten." Damit deutete er auf die Flinte, die Paul an einen Baum gelehnt hatte. "Und was hast denn da in den Taschen?" frug der Alte weiter und zog, eh' Paul antworten konnte, ein paar kleine blutbefleckte Vögel heraus. "Schau, schau," fuhr er fort, die erstarrten Körperchen in der Hand wägend, "bist ein guter Schütz! Hast fest und sicher gezielt und die Thierln gerad im Aufsteigen getroffen — gerad, wie sie in der großen Waldkirche aufgeslogen sind und haben auch beten wollen auf ihre Weis' Kennst Du das beten im Wald?"

Der junge Mensch sah erröthend zu Boden.

"Du bist also in den Wald 'gangen um der Kirch' und dem Gebet auszuweichen. — Warum, Pauli?" Der Alte sah ihn fest und traurig an. "Bist so leichtsinnig, daß Du's gar nicht überlegst — oder hätt' dein' arme Mutter wirklich Recht? Ist Dir Dein heiliger Glaube gleichgiltig 'worden oder hast ihn gar verloren?"

Paul ermannte sich: er wollte dem Gespräche, das ihm peinlich war, ein Ende machen. "Laßt das gut sein, Großvater," sagte er, "wir wollen davon nicht reden, wir würden uns doch kaum verstehen."

"Weil ich nicht studirt hab, wie Du, meinst wohl?" fragte der Alte. "Ich wills doch versuchen — hab' ich doch Deine Antwort schon besser verstanden, als mir lieb ist. — Pauli — armer lieber Bub', was hat denn der Mensch, wenn er nichts hat als die Erd' und das Bißchen Leben! — Pauli, verlier Deinen Herrgott nit!"

"Ihr zwingt mich zu reden, Großvater," erwiderte der Büngling, "und das ist nicht gut; denn ich mag nicht lügen, und was ich sagen kann, wird

Euch betrüben. — Ja denn, meine Ansichten sind nicht mehr die Eurigen — ich habe mich der Wissenschaft ergeben; ich sehe die Welt anders an, als früher, — Manches, was Euch heilig ist, was es einst auch mir war, hat für mich aufgehört es zu sein.“

Der alte Mann vergaß auch seinen Gesang — mit nassen Augen starrte er ihn an, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sah ihm tiefbetrübt ins Gesicht. — „Pauli,“ sagte er mit vor Bewegung zitternder Stimme, „Sohn meiner Tochter — was muß ich an Dir erleben! Ich versteh's wirklich nit ganz, was Du hast sagen wollen — red' in meiner Sprach mit mir, sag: glaubst noch an unsern Herrgott?“

Der Jüngling sah zur Erde und schwieg.

„Du sagst nichts?“ stammelte der Alte erschreckt und schmerzlich. „Du glaubst also nit?“ Hastig führte er ihn vor einen mit frischen grünen und aufknospenden Blüten bedeckten Strauch. „Da schau her,“ rief er; „schau das an, Du unglücklicher Gelehrter — und sage nochmal, daß Du nit an Gott glaubst.“

„Wirken der Naturkräfte,“ erwiderte düster der Jüngling, — — „nichts weiter!“

„Und die Sonn' dort droben über uns, die leuchtet und brennt und jeden Tag kommt und geht und frei schwebt am Firmament?“

„Das Gesetz der Schwere hält und bewegt sie im Raume.“

„Und woher ist denn nachher die Naturkraft, oder wie Du sagst? Wer hat denn das Gesetz gegeben, von dem Du red'st? — O, Du Blinder! Du thust mir leid — so sehr, so bitter leid, daß ich Dir nicht einmal recht böß sein kann! — Komm, Pauli, setz' dich zu mir — da her in die Lauben, und hör' mir zu! —

„Nicht doch, Vater,“ rief der Jüngling, „nichts mehr davon. Behaltet Euren Glauben und laßt mir den meinigen.“

„Nein, das thu ich nicht,“ entgegnete der Alte und hielt den Widerstrebenden mit sanfter Gewalt fest. „Du mußt mich hören, das ist das Wenigste! Dein Vater ist todt — ich bin Dir an seiner Stell', es ist meine Pflicht und Schuldigkeit, daß ich für Dich sorg', und ich will's thun, so lang ich ein offnes Aug' hab. — Wann's Dich auch leicht ankommt uns aufzugeben, ich geb Dich nicht so leicht auf; — drum will ich Dir erzählen, was ich selber erlebt hab' — vielleicht kannst Du auch als Studirter

Dir eine Lehr' draus nehmen! Ich bin ja auch nit alleweil gewesen, wie jetzt; ich bin auch jung gewesen und rasch und dumm, und hab' auf meine Art Gedanken gehabt, wie Du — aber ich bin hindurch gekommen und bin dabei glücklich gewesen mein Leben lang. — Also, höre zu!“

Sie waren im Gespräche fortschreitend in die Ecke des Gartens gekommen, wo neben ein paar sorglich bepflanzen Gemüsebeeten einige Stangen in den Boden gesteckt und zu einer kunstlosen Laube verbunden waren, an und über welcher die wilde Hopfenrebe ihre ersten hellgrünen Ranken empor heftete.

Der Alte drängte den Jüngling zu dem darunter angebrachten schlichten Bretterstisch, und nahm an seiner Seite Platz; sein Summen, das ihm unmöglich geworden, ersetzte er dadurch, daß er mit den Fingern auf den Tisch trommelte; er bedurfte Zeit, sich seine Rede zurecht zu legen.

„Ich bin nicht auf dem Berghof geboren,“ begann er dann; „ich bin da drüben daheim — siehst Du, grad da drüben, wo die zwei Bergschneiden gegen einander niedergehn. Grad hinunter von der Eisplatten, die so herglitzert, liegt der See, und mein Vater ist Fischer gewesen dort und ein armer, armer Mann. Er muß sich nicht viel erfrischt haben in dem See, denn bei uns ist alleweil die Noth Hausherr gewesen und der Schmalhans Kuchelmeister. Es sind wohl weiblich viel und gute Fische in dem Wasser — aber wohin damit? Die Bauern



essen keine, in die Stadt ist's zu weit, und die Klosterherren — denn damals sind die Klöster noch nicht aufgehoben gewesen — haben auch eine Abwechslung haben wollen. Zudem sind unser viel Geschwister gewesen, und darum hat jedes hinaus müssen, sobald's nur hat krabbeln können, und hat sich müssen sein Brod selbst verdienen unter den Leuten. Ich weiß natürlich nimmer viel von dem allen, mir ist nichts abgegangen, denn ich hab's nicht besser gewußt; aber das denk' ich noch wohl, daß ich alleweil vergnügt und frisch gewesen bin, wie die Fisch' in unserm See, die wenn Abends die Sonn' so recht lustig drauf hingeschienen hat, weit über's Wasser in die Höh' gesprungen sind. Am liebsten ist mir's gewesen, wenn ich mit dem Vater hab' in den Wald gehn dürfen, da hat er Schlaghäufeln und Netz' aufgerichtet für die Vögel und hat sie nachher verkauft. Dann hab' ich mir den Gesang von den Thierln mit angehört und hab's ihnen abgelernt, so gut's 'gangen ist, und hab' mich nur darüber 'kränkt, daß sie nimmer frei haben herumfliegen können im freien Wald. Dieweilen hat mich auch der Vater mit hinausgenommen auf den See, wenn er die Netz' und Reusen ausgelegt oder eingezogen hat. So bin ich halt aufgewachsen wie der Baum und der Vogel im Wald, — gelernt hab' ich freilich nichts, was man so lernen heißt, denn dazumal hat man noch nichts gehört von einer Schul', und das Meist', was ich gewußt hab', ist gewesen, daß die Aepfel an den Bäumen wachsen und die Fisch' im Wasser. — Und einmal, wie wir wieder hinausgefahren sind, um die Reusen vom andern Ufer zu holen, da hat uns ein Gewitter überrascht. Der See hat haushohe Wellen gemacht, und unser Schiffel ist drauf herumgetanzt in Wind und Regen, in Blitzen und Donnern, daß wir nichts mehr um uns gesehen haben als Wasser, und daß ich vor Angst, wie man sagt, grad hinaus zu schreien angefangen hab. Mein Vater aber war ein gerechter Mann, der ist ganz ruhig hinten im Schiffel sitzen geblieben und hat die Ruder ein'zogen, und ich hab ihm nichts ang'sehen, daß er sich auch gefürcht' hätt'. „Schrei nicht so, Ambros,“ hat er gesagt, „das Schreien nußt nichts; halt Dich lieber still, daß die Zill'n nicht umschlägt, und bet' ein Vater unser — der See kann uns nichts thun, wenn unser Herrgott nicht will; — wenn er will, muß uns das Wasser von selber hinaus tragen an's Gestad!“ — Ich kann Dir nicht sagen, Pauli, wie mir da auf einmal um's Herz worden ist, aber die Angst war wie weggeblasen; ich hab' meine Handeln zusammengethan, wie ich's von der Mutter gelernt hab', hab' hergesagt, was ich gewußt hab' — bis es uns nach

einer Weil' wirklich hinausgetragen hat an's Gestad. — Und seit der Zeit hab' ich keine solche Furcht mehr gehabt, und wenn ein Gewitter gekommen ist, hab' ich in meiner kindischen Weis' geglaubt, ich seh' unsern Herrgott ordentlich, wie er auf dem Sturm über'm Wasser daherschwebt, und mit seiner ausgestreckten Hand die Wind' bändigt und die Wellen, daß sie nicht mehr thun und zernichten dürfen, als was er ihnen erlaubt! — Ist nachher nicht lang ang'standen, da bin ich als Hütbub' zu einem Bauern über'm See gekommen, und den ganzen Sommer, bis es auf den Bergen angefähret hat, auf einer großen Waldwiese gefessen, hab' meine Schaf' und Geißen gehüt't, und nichts um mich gesehen als den Wald und über mir den Himmel. Jede Woch' ist der Bauer zu mir hereingekommen, hat mir Brod und Räs 'bracht und hie und da eins von meine Schaf' mit g'nommen, und so ist's fort'gangen fast vier Jahr! Ich hab' aber doch keine Langweil' gespürt; — beim Tag hab' ich genug zu thun gehabt mit meiner Heerd, daß sich kein Stück im Wald verlossen hat, und am Abend, wie ich sie in den Stall gebracht hab', bin ich oft halbe Nächt lang vor der Hütten gefessen und hab' in den Sternhimmel auf'guckt. Im Anfang, da hab' ich mir keine besondern Gedanken gemacht dabei; es hat mir nur gefallen, wenn die kleinen Lichter so 'glitzert haben und wie ihrer bald ein Paar, bald vier und fünf, bald wieder noch mehr bei einander gestanden sind; — nach und nach aber hab' ich's gemerkt, daß sie nicht alleweil auf dem nämlichen Platz über mir gestanden sind, und daß immer eine gute Weil' vergangen ist, bis sie wieder auf denselben zurück'kommen sind. Jetzt hat's mich erst recht gefreut zuzuschauen, wie sie so in der Himmelhöh' über mir dahingewandert sind, und dann ist mir eingefallen, daß einer bei ihnen sein müßt', der sie hält und herumführt und regiirt, daß sie nicht unter einander kommen, und als wie selbiges Mal auf dem See, hab' ich geglaubt, ich seh' den Sternregierer, wie er in den Wolken herumgeht und seine Stern' hüt't und in der Ordnung hält, wie ich meine Lampeln. — Und also — daß ich weiterfahr' — so ist's 'gangen, lange, lange Zeit; einmal aber, da ist mein Bauer aus'blieben, ich hab' gewart't und gewart't von einem Tag zum andern, und jeden Tag sehnlischer, denn mein Vorrath ist zu End' gegangen, und wie halt gar Niemand 'kommen ist und wie sich der Hunger gemeld't hat, hab' ich meine Schaf' in den Stall 'trieben, und hab' mich auf den Weg gemacht hinunter in's Dorf. Ich habe wohl vier Stunden zu gehen gehabt; wie ich aber aus dem Wald hinaus und in's Dorf hinein'kommen

bin, da hab' ich die Häuser fast überall leer angetroffen — ein böses Sterben ist in's Land gekommen gewesen, viele sind daran gestorben, die mehresten davongelaufen, und in dem Jammer haben s' halt auf mich droben auf meiner Waldwies vergessen. So bin ich halt wieder zurück zu meinen Schafen, hab' sie herunter getrieben und den Leuten im Dorfe übergeben, nachher bin ich an den See hinaus gelaufen, wo die Ueber-

fahr gewesen und wo meines Vaters Haus gegenüber am Ufer gelegen ist. Das Haus ist auch da gelegen, wie vor vier Jahren, und das Schiff ist am Gestad an'binden gewesen wie sonst, und wie ich aus Leibeskräften über's Wasser hinüber gerufen hab', ist auch bald ein Mann herübergefahren gekommen, der mich g'holt hat, — aber mein Vater ist es nicht gewesen, sondern ein wildfremder Mensch. Wie wir an's Ufer kommen sind und ich nach Vater und Mutter gefragt hab', da hat's geheissen, sie wären alle zwei auch an der Krankheit gestorben; meine Geschwister, die sind bei fremden Leuten vertheilt gewesen, und unser Haus war verkauft, weil der Vater viel schuldig gewesen ist und nicht hat zahlen können. Da hab'

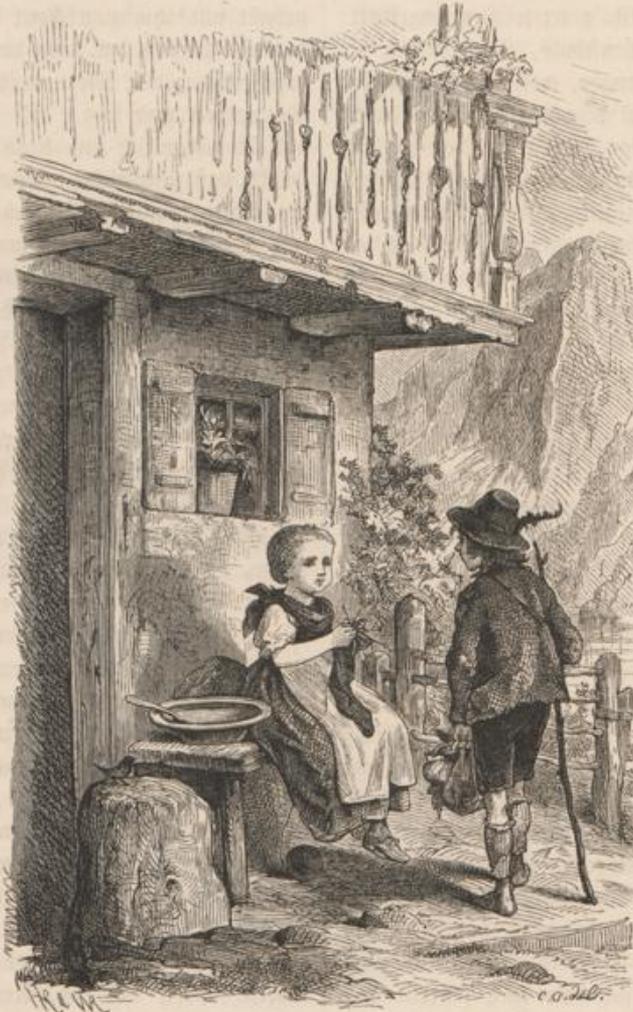
ich mich halt an den See hingesezt und hab' geweint, bis ich eingeschlafen bin vor Müdigkeit und Hunger; — wie ich aber wieder wach worden bin, hab' ich an das Gewitter auf dem See 'denkt und an den, der die Stern' regiert und den Finken Futter streut, und bin wohlgetröst't auf's gute Glück in's Land hinein gelaufen.“ —

„Habe nur noch eine kleine Weil' Geduld,“ unterbrach er sich selbst, da Paul eine Bewegung machte, welche erkennen ließ, wie wenig das, was er vernahm, ihn berührte und mit seiner Weltanschau-

ung übereinstimmte; er gewährte das überlegene Lächeln, das dessen Mund verzog, und sezte nicht ohne Bitterkeit hinzu: „Mußt halt denken, in meinem Alter wird man wieder ein Kind; ich hab' viel Geduld haben müssen mit Dir, wie Du noch ein Kind gewesen bist; hab' Du auch Geduld mit einem alten Kind, wie ich eins bin. — So bin ich eine gute Weil' gelaufen,“ fuhr er dann fort, „hab' nach einem

Dienst gefragt und dazwischen um ein Stück Brod gebettelt, und so bin ich auch auf den Berghof gekommen. Es ist um die Grummet-Ernt' gewesen, Alles war draußen auf der Wiesen, das ganze Haus war offen und leer, und nur ein klein's Madel ist auf der Bank vor der Hausthür gesessen, ein klein's flachshaariges Ding, noch um ein paar Jahren jünger als ich — die hat gestrickt und eine Schüssel Milch und Brod neben sich stehen gehabt auf der Bank, und ist so eifrig gewesen, daß ich eine Zeit lang da gestanden bin und hab' sie angeschaut und auf's Reden vergessen, bis sie selber aufgeschaut hat. „Was willst du?“ hat sie mich gefragt. „Bist ein Bettelbub?“ „Nein,“ hab ich drauf gesagt, „ich bin kein Bettelbub, aber Hunger

hab' ich und möcht' den Bauern fragen, ob er keinen Dienst für mich hat. — „Der Bauer ist nicht daheim,“ hat sie wieder gesagt, und hat sich so geschäftig angestellt, als wenn sie schon eine große Person oder die Bäurin wäre; „aber wenn du einen Dienst suchst, kannst du das mit mir auch ausmachen, ich bin die Tochter. — Was kannst für Arbeit und wo bist schon gewesen?“ — und dabei hat sie mir die Milchschüssel hingeschoben und hat gesagt, ich sollt' essen und sollt' ihr erzählen dabei. Das hab' ich mir nicht zweimal sagen lassen; sie hat mir zugeschaut und zugehört



und wie ich fertig gewesen bin, hat sie gesagt, es wäre ganz recht, der Dienstbub' wär' ausgestanden, ich sollt' nur da bleiben, sie wollt' mich dinge'n und einstellen statt seiner. — Ich hab' sie verwundert angeschaut und hab' gerade fragen wollen, ob das so angeht, da ist der Bauer heim'kommen, und wie er uns so bei einander hat sitzen sehn, ist er stehn geblieben und hat gefragt: „Wie ist denn das, Eiserl? Was hast dir denn da für einen Kameraden aufgeklaubt?“ Sie aber hat sich ganz wichtig angestellt: „Das ist unser neuer Dienstbub', Vater,“ hat sie gesagt, „den hab' ich gedungen, weil uns der andere davongelaufen ist!“ Da ist dem Bauern der Rechen aus der Hand gefallen vor Lachen und er hat sich auf den Stock zum Sensendengeln niedersetzen müssen, damit er nicht umgefallen ist. „Jetzt gestreut mich mein Leben,“ hat er gesagt, „wenn du die Sach' so scharf anpackst, Eiserl! Freilich, wenn du das Knechtel schon gedungen hast, wird's mir wohl auch recht sein müssen. Aber wie ist's denn nachher mit dem neuen Knecht?“ Darnach hat er das Ausfragen angefangen, und zuletzt ist er zufrieden gewesen und hat gesagt, er wollt's probiren mit mir. So bin ich blieben, und ist mir gut 'gangen. — Der Bauer hat mich bald ganz gut leiden können, und ich hab' ihn auch so gern gehabt wie meinen armen Vater selig. Das Allerliebste aber ist mir gewesen, daß ich nimmer so ganz allein gewesen bin, denn mit dem Eiserl bin ich bald alleweil besser bekannt 'worden, und wenn ich nicht hab' arbeiten müssen, sind wir alleweil bei einander geseßen, und haben gespielt wie Geschwister, und der Alte hat uns zugeschaut und hat seine Freud' daran gehabt. Freilich, wie wir herangewachsen und größer worden sind — wie das Eiserl ein hübsches Mädcl' worden ist mit lieben, blauen Augen und ich ein starker, stämmiger Bursch, da haben wir einander, wie's halt geht, mit ganz andern Augen angeschaut, wir haben uns so recht vom Herzensgrund gern gehabt, und weil der Alte wieder nicht dagegen gewesen ist und sich mit uns gefreut hat, ist's bald ausgemacht gewesen, wir sollten zu nächsten Ostern ein Paar werden. Indem aber ist Krieg im Lande 'worden und die jungen Bursche haben haufenweis einrücken und nach Frankreich marschiren müssen, wo damals die große Rebellion aus'kommen ist. Auch mich hat's Loos getroffen — der Alte hat wohl Alles auf'boten, mich frei zu machen, oder einen Mann zu stellen für mich, aber es ist nicht erlaubt worden, weil immer gar zu viele in den Schlachten geblieben und die Leut' rar gewesen sind. Was hat's g'holfen, daß wir uns alle schier zu Tod' kränkt haben, daß das Eiserl vor Weinen krank worden ist

— ich hab' halt doch fort müssen, und es war gerade Nacht, wie man mich abgeholt und mit vielen Andern auf einen Wagen geladen hat, damit wir ja nur recht geschwind in den Krieg hinein 'kommen sind. — Ich hab' gemeint, ich müßt' herunterspringen und die Räder über mich weggehn lassen; wie ein Verzweifelter hab' ich in die Höh' g'schaut, und schau, gerade über mir, da ist ein Stern gestanden, den ich auf meiner Waldwiesen alleweil besonders gern gehabt und ihm zugeschaut hatte, wie er seine Wanderung gemacht hat, und da ist mir wieder der eingefallen, der den Sternen ihren Weg weist, und alle Verzagtheit war weg. Ich habe mir vorgenommen, daß ich ordentlich und brav bleiben wollt', und hab' 'denkt, daß mir nichts geschehen kann ohne den Willen Gottes, und so bin ich gefast und ruhiger als fast Alle im Lager ankommen. Ich bin auch wohl-gemuth geblieben in der größten Gefahr, und es hat mir mitunter recht gut gethan, daß ich in meinen jungen Jahren mich an's Hungern so gut eingeübt hab'. Wenn's in's Feuer 'gangen ist, bin ich einer von den kaltblütigsten gewesen — und bin unverfehrt 'blieben, mitten unter den Kugeln, die links und rechts, und vor und hinter mir eingeschlagen haben, daß die Meisten das Aufstehen vergessen haben. — Endlich nach fast sechs Jahren ist's so weit gewesen, daß man Frieden gemacht hat, und ich brauch' Dir wohl nicht zu sagen, wie ich mich geeilt hab', und wie mir das Herz geschlagen hat, als ich dort von der Höh' herunter aus dem Wald auf die Straß' herausgekommen bin und auf den Hof herübergesehen hab'. Wie ich dann hin'kommen bin, ist der Alte auf der Bank vor der Hausthür geseßen, gerad' so wie selbiges Mal das Eiserl, wie ich zuerst als Bettelbub' vor's Haus 'kommen bin. — Wie er mich gesehen hat, ist er aufgestanden und hat sich die Augen gerieben wie einer, der nicht recht gut sieht; wie er mich aber leibhaftig erkennt hat, da sind ihm die hellen Zähne über die Backen heruntergelaufen. „Du bist es, Ambros?“ hat er gesagt; „Mein! warum bist so gar lang ausgeblieben? Das Eiserl hat dich nimmer erwarten und erbeten können, sie ist drüber so müd' worden, daß sie sich derweil schlafen gelegt hat auf den Friedhof drüben, und jetzt kommst grad recht, daß du mir auch die Augen zudrücken kannst!“ Mir ist es ganz schwarz worden vor den Augen, daß ich schier umgesunken bin; — aber es ist drum doch nicht anders worden. Das Eiserl ist schon im Frühjahr heim'gangen gewesen, und der Wind ist schon über die Palmen 'gangen und über das Gras auf ihrem Grab! — — Lieber Bub', — das ist ein harter — wohl der härteste

Schlag in meinem Leben gewesen; — ich bild' mir ein, so müßt' es sein, wenn's irgendwo, wie ich gehört hab', ein Erdbeben gibt, wenn einem der Boden unter den Füßen einbricht und das Haus über'n Kopf zusammenstürzt! Ich hätt's auch nicht ausgehalten, wenn mir nicht wieder der See eingefallen wär und die Stern' und meine hungrigen Finken, und ich weiß heut' noch nicht, mit was man sich sonst trösten soll und kann, wenn man einen solchen Verlust erlitten hat. — So hab' ich mich halt drein ergeben; alle Tage bin ich auf den Friedhof hinüber gangen, hab' das Grab vom Liesel' heimgesucht, hab' von ihr mit dem Alten gered't und ihn ausgewart't, bis es wieder Frühjahr' worden ist, — nachher haben wir ihn auch hinüber'tragen und ein'graben, hart neben ihr. Er hat mir das Gut vermacht — ich bin jetzt ein reicher Mann gewesen, mit den vielen Diensthöten allein auf dem großen Hof: ich hab' mich drum zum Heirathen entschließen müssen, und hab' nicht Urjad' gehabt es zu bereuen, denn meine gute Alte — Du erinnerst Dich wohl noch an sie, sie hat Dich ja oft genug herumgetragen als Kind — mein gutes Weib ist brav gewesen und fleißig und hat mir auch im Leben den einzigen Verdruß gemacht, daß sie mich so früh verlassen hat, und gar so bei Zeiten voraus'gangen ist, mir auch mein Plätkl zu bestellen. Jetzt wird sie wohl nimmer lang zu warten haben, ich werd' bald nachkommen; ich spür's an meinem ganzen Körper, daß es der Gruben zugeht — aber ich bin hergericht't, mein Wanderbündel ist gepackt, und so kann ich jeden Augenblick auf die große Reif' gehen.“ —

Der Alte schwieg eine Weile und schöpfte tief Athem. Indem er so vor sich hinsah, hatte er etwas Eigenes an sich: er sah aus, als stünde er auf der Schneide eines Bergrückens und sähe hinter sich sein Leben mit all den kurzen Freuden und langen Mühseligkeiten ausgebreitet und dahinter schon die Herrlichkeit des Gottes ausleuchten, an dem er so treu gehalten dieß lange Leben hindurch. Paul sah ihm gegenüber, den Kopf schweigend in die Hand gestützt; vor seinem innern Auge schienen Bilder von weit weniger heit'rer Gestalt zu schweben, als vor dem seines Großvaters: seine Miene war düster wie eine schöne aber von Sturm und Gewitter verwüstete Landschaft, über die eine traurige Dämmerung hereinzubrechen beginnt.

Nach einer Weile brach der Alte wieder das Schweigen. „Ich hab' Dir jetzt meinen Lebenslauf erzählt,“ sagte er. „Es ist freilich nur eine einfache Geschichte' und kommt vielleicht einem Studirten wie Dir, gar unbedeutend vor. — Ich hab' dir's auch

nicht deswegen erzählt, daß Du merkwürdige Sachen hören solltest und allerhand Abenteuer; aber das kannst du lernen daraus, daß das Vertrauen auf unsern Herrgott ein fester Hebesteck ist, an dem man sich in Freud und Leid anhalten und in Ehren alt und grau werden kann. — Wenn's noch so böß ausgeschaut hat — er hat's doch alleweil wieder recht gemacht. Was wär's vielleicht jetzt mit mir, wenn ich den Trost nicht gehabt hätte von Jugend auf? Die Naturkraft, oder wie Du gesagt hast, das Gesek der Schwere, hätt' kaum ausg'reicht, mein' ich! Drum folg' mir Pauli, — nimm für das Ungewisse den gewissen Grund! Laß Dir den Glauben wieder warm werden in Dein' Herz und in der Seel', und mach' Deinem alten ehrlichen Großvater die Freud, wenn ich jetzt bald zu Deinem Vater und zu Deiner Großmutter hinübergeh', daß ich ihnen sagen kann, daß Du brav bist — daß ich ihnen versprechen kann, daß Du nachkommst. Wie könnt' ich das, wenn ich nicht weiß, wohin Dein Weg führt, und ob er mit dem unsern wieder zusammentrifft?“

Der Enkel schwieg noch immer; — der Alte wartete eine Weile auf Antwort; als keine erfolgte, stand er auf und sagte: „Ich will Dich nicht treiben, — überleg Dir's, Pauli. Die Sach' ist wichtig genug! Jetzt aber komm mit herein in's Haus — es ist Essenszeit; — wir wollen der Mutter nicht sagen, was wir gered't haben. Da kommt sie schon, uns zu rufen.“ —

Schweigend gingen Ahn und Enkel dem Hause zu, wo die Mutter sie forschenden Blicks empfing; der Alte warf ihr einen beruhigenden Blick zu und sumnte dazu, als hätte er die frohste Stunde seines Lebens hinter sich. Der Friede des Hauses war, mindestens äußerlich, wieder hergestellt.

Am Nachmittage machte Paul einen Ausflug auf ein benachbartes Schloß, um die Söhne des Besitzers, seine Studienfreunde, zu besuchen; wie er das Thal dahinging, stand der Alte noch lange unter der Thüre und sah ihm bedenklich summend nach, bis ihn der Wald seinen Blicken entzog. Am Abend wurde der Jüngling vergebens zurück erwartet; statt seiner kam noch in später Stunde ein Brief mit der Nachricht, er sei von seinen Freunden zu einer größern Reise eingeladen, die schon am nächsten Morgen angetreten werde, so daß er, so leid es ihm thue, nicht zurückkömme, um Abschied zu nehmen. Man möge ihm also seine Sachen auf's Schloß schicken, da die Reise die ganze Ferienzeit in Anspruch nehme, und er dann gleich und auf dem kürzesten Wege in die Stadt zu seinen Studien zurückkehren müsse. — Zu Weihnachten hoffe er die Eltern wieder zu sehen.

„Hab' ich jetzt nicht doch Recht, Vater?“ sagte die Mutter, nachdem sie den Brief vorgelesen, und trocknete sich die Augen.

„Ja, Du hast Recht, Burgl,“ entgegnete der Alte, schwermüthig den Kopf mit den Händen stützend. „Arme Mutter — unser Kind hat kein Herz mehr

für uns und — und wie sollt' er auch, hat er doch keines mehr für's Heiligste! Nun, du mein lieber alter Gott: ich kann den Buben nicht mehr hüten und nicht mehr führen, nun mußt ihn halt du in die Schul nehmen: ich vertrau auf dich, wie allezeit.“

(Schluß im nächsten Heft.)

Aankunft des Winters.

Von

Emil Faller.

Für Kinder, die nicht gern schlafen gehen wollen.

Hörst du den Winter, mein Kind,
Wie er draußen am Fenster
Küttelt und schnaubt?
Finstere Winternacht
Hängt jetzt am Himmel,
Und er schreitet, ein Riese
Schneeweiß,
Himmelhoch,
Ueber die Erde.
Fröstelnd schütteln sich die Bäume,
Der Boden erstarret, wo er geht,
Und dem Bächlein gerinnet
Das rauschende Blut.

Er aber treibt
Mit hochgeschwungnem, funkelndem Eis Schwert
Schneevögel daher
Und Wölfe in hungrig bellenden Horden,
Schlägt an den Mantel,
Schlägt, bläst
Und jauchzt.
Und wie er bläst
Und wie er schlägt,

Fährt ihm der Sturm aus den Baden,
Stäubt das Wolkengewand
Und wirbelt der Schnee.

Hui, wie das pfeift,
Wie's gischt und quirlt!
Der Unhold jubelt vor Lust,
Und lacht und jubelt,
Und jöhlt und brüllt —
Ei höre nur! — höre! —

Das arme Haus,
Das arme zitternde Haus,
Das zieht jetzt die stoffige Decke
Dicht über's Haupt,
Und knarrt und kracht.
Es schlottern die Fenster,
Die Wände ächzen,
Der Rauchfang heult. — —

Und du, mein Herz,
Was säumst du noch lange? —
Vertrieh' dich sogleich in's warme Bett,
Und schlafe! — hörst du? —

Goldene Dichterworte.

Zwei Sprüche

von

Friedrich Rückert.

Auf das, was dir nicht werden kann,
Sollst du den Blick nicht kehren;
Oder ja, sieh recht es an,
So siehst du gewiß, du kannst es entbehren.

Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

Die wunderbarliche Geschichte von der kleinen Brigitt.

Märchen aus England für die Kleinen.

Mitgetheilt von

Ottolie Wildermuth.

Original-Zeichnungen von Leopold Venus.



Da war einmal ein altes Weib, die dachte Tag und Nacht an gar nichts Andres, als wie sie wohl reich werden könne. — Aber so sehr sie auch sparte und sich plagte, es wollte doch nicht gerathen, daß sie etwas zusammenbrachte. Und wie sie so fort und fort nichts suchte, als wie sie reich werden könne, da geschah ihr ein sonderbarliches Ding: ihr Herz fiel aus seiner rechten Stelle und wollte gar nicht mehr zurückkommen, und es war gerade, als ob sie gar kein Herz mehr hätte.

Am Morgen einmal, als sie aufstand und ihre Stube kehren wollte und ihr Frühstück machen, da that ihr auf einmal ihr linker Fuß gewaltig weh.

„Nun, was ist denn das?“ sagte sie; „ich muß mir den Fuß vertreten haben, ich will eine Weile sitzen und ausruhen.“

Und sie setzte sich nieder an ihren Ofen; aber wie sie kaum dasaß, so spürte sie ein starkes Kneifen in ihrem Arm.

„Was ist denn nun?“ schrie sie, „jetzt kneift mich mein Arm, ich muß ihn in eine Schlinge thun.“

Und sie stand auf um ein Tuch zu holen; da thaten ihr aber beide Füße weh und sie konnte gar nicht mehr recht gehen.

Nun verband sie ihren Arm und setzte sich nieder; aber sie fühlte, daß sie ganz steif war und daß ihr auch der Rücken weh that.

„O, da muß ich mich recht erkältet haben,“ rief sie jetzt; ich will mir heißen Thee machen.“

Und das alte Weib holte ihren Theekessel; da waren aber ihre Finger so schwach und zitterten so, daß sie ihn nicht recht halten konnte; der Kessel fiel

auf die Erde und all das Wasser lief auf den Boden, und weil ihre Hände so zitterten und ihr Rücken so steif war und ihre Füße so lahm, so konnte sie ihn gar nicht wieder aufheben und mußte Alles liegen lassen.

„O du liebe Zeit!“ schrie sie, „o du liebe Zeit! Was soll ich aber thun? ich fürchte, daß ich gar nicht recht wohl bin!“

Ja, die war freilich nicht recht wohl, sie dachte aber nicht dran, daß sie auch recht alt geworden war und beschweden nicht mehr fortkommen konnte.

Nun besann sie sich lange, was sie denn thun sollte. „Eine Magd will ich nicht bezahlen und selber kann ich nichts mehr thun, was fange ich an?“ Da fiel ihr ein: „Ich will mir die kleine Brigitt kommen lassen, das Töchterlein meines verstorbenen Sohnes, die ist geschickt und fleißig, die kann schon ein Bißchen nähen und kochen und waschen, da kann sie mir helfen. Und vielleicht“ dachte das alte Weib, „wenn ich das arme Kind zu mir nehme, so kommt noch eine gute Fee und macht mich reich, ohne daß ich mich so plagen muß.“

Die Wittwe ihres Sohnes war sehr arm und hatte sieben kleine Kinder; da ließ die Alte ihr sagen, daß sie ihr ihr ältestes Töchterlein Brigitt schicken solle. Die Mutter ließ sie sehr ungern gehen, aber sie war doch dankbar, daß die Großmutter eins ihrer kleinen Kinder nehmen wollte, da sie oft kein Brod für sie kaufen konnte.

So kam denn die kleine Brigitt mit einem Bündelchen unter dem Arm, darin alle ihre Kleider waren. „Grüß Gott, Großmutter,“ sagte sie, und legte ihr Hütchen ab und kämmt ihre Scheitel glatt.

„Kind, Kind,“ sagte das alte Weib, „nimm den Besen und die Staubschaufel und kehre den Zimmerboden.“ Die Kleine holte den Besen und lehrte und fegte eifrig, und die Großmutter saß am Ofen und sah ihr zu.

Nach einer Weile kam die Kleine und sagte: „Großmutter, ich habe den Fußboden gereinigt, er ist jetzt so weiß wie Schnee.“

Dann sagte das alte Weib: „Kind, Kind, nimm ein Tuch und putze die Fenster!“

Und Brigitt nahm das Tuch und reinigte das

Fenster, daß kein Fleckchen darauf war. Dann kam sie zu der Alten und sagte: „Großmutter, ich habe die Fenster gewaschen und sie sind so klar wie Wasser.“ Dann sagte das alte Weib: „Kind, Kind, geh' zum Brunnen und füll' den Kessel, und geh' auf's Feld und hol' ein paar Kartoffeln und schäle sie und koch' sie zum Mittagessen.“

So ging nun die Kleine zum Brunnen und holte Wasser, und ging auf's Feld und holte Kartoffeln und schälte sie und kochte sie, und als sie ganz fertig waren, da kam sie zu dem alten Weib und sagte: „Großmutter, Großmutter, ich habe die Kartoffeln gekocht und sie sind sehr mehlig und schön.“

So humpelte nun das alte Weib an den Tisch und aß alle die Kartoffeln bis auf eine einzige, und das war Alles, was die kleine Brigitt zum Mittagessen hatte, nach all ihrer Morgenarbeit. Und als das Wasser im Kessel kochte, da trank das alte Weib Thee, aber sie dachte gar nicht daran, Brigitt auch anzubieten; das kam alles daher, weil ihr Herz nicht mehr an seinem rechten Plage war.

Als das kleine Mädchen das Mittagessen aufgeräumt und das Geschirr gespült hatte, da brachte das alte Weib ein Bündel alte Leintücher, die sollte sie flicken; und die Kleine nähte und flickte, bis es dunkel wurde, dann gab ihr das alte Weib eine Brodrinde und schickte sie in's Bett.

Als sie am andern Morgen aufwachte, da war rings um die Hütte her Alles weiß von Schnee, und war sonst nirgends eine Spur von Schnee zu sehen.

„Ei, das müssen die Feen gethan haben!“ dachte die Alte; sie wandte sich zu Brigitt und sagte: „Kind, Kind, geh' hinaus und such' recht sorgfältig im Schnee, und wenn du etwas findest, so bring' mir's.“

Nach einer Weile kam die Kleine wieder und sagte: „Großmutter, ich habe ein kleines Büchlein gefunden.“ Das alte Weib war ganz vergnügt, sie nahm gleich das Büchlein, fing an zu lesen und sang dazu immer vor sich hin:

„Wenn ich lese und lese vom Morgen bis zur Nacht,
Da wird mir viel Gold noch, viel helles Gold gebracht.“

So las denn die Alte und klein Brigitt kehrte und kochte und nähte; am Abend aber warf die Alte das Büchlein weg und sagte ärgerlich: „Es steht doch nichts drin, wie man reich werden kann!“ Brigitt aber hob es auf und versteckte es in ihrem Bett.

Am andern Morgen war der Boden rings um die Hütte wieder ganz mit Schnee bedeckt, und das alte Weib schickte klein Brigitt wieder hinaus um zu suchen, ob sie nichts finde. Als sie wieder kam, sagte

sie: „Großmutter, ich habe eine schöne Nähnadel gefunden!“

Die Alte holte sich etwas Zeug und fing an zu sticheln und zu nähen, so gut sie es konnte mit ihren steifen Fingern, und sang wieder vor sich hin:

„Wenn ich nähe und nähe, vom Morgen bis zur Nacht,
Da wird mir viel Gold noch, viel helles Gold gebracht.“

Aber als es Abend war, da warf sie auch die Nadel weg und sagte: „Ach was, sie ist gar nicht besser als andre Nadeln auch!“ Klein Brigitt hob sie auf und versteckte sie mit dem Buch.

Am dritten Morgen war der Boden um die Hütte her auch wieder mit Schnee bedeckt, und Brigitt wurde noch einmal fortgeschickt um zu suchen, was sie finden könne.

Diesmal kam sie und sagte: „Großmama, heute habe ich eine Feder gefunden!“

Nun nahm die Alte auch diese Feder und fing an damit zu kritzeln und zu schreiben, so schnell sie nur konnte, und sang leise dazu vor sich hin:

„Wenn ich schreibe und schreibe vom Morgen bis zur Nacht,
So wird mir viel Gold noch, viel helles Gold gebracht.“

Am Abend aber warf sie abermals die Feder weg und sagte: „Ach, da gibt's kein Gold!“ und sie schlug noch die kleine Brigitt, weil sie ihr so unnützes Zeug gebracht habe. Brigitt war ganz still, sie hob die Feder auf und versteckte sie bei dem Buch und bei der Nadel.

Am andern Morgen war noch einmal all der Grund um die Hütte weiß von Schnee, und noch einmal sollte klein Brigitt hinaus zu sehen, was sie wohl finden könne. Diesmal kam sie gleich wieder und führte eine schöne Kuh in das Häuschen, die war schneeweiß und so zahm wie ein Lamm.

Jetzt war die Alte erst recht vergnügt, sie ließ sich alle Töpfe und Töpfchen und Schüsseln bringen und melkte die Kuh, bis sie alle voll waren, und sang immer dazu:

„Wenn ich melke und melke vom Morgen bis zur Nacht,
Dann hat mir's viel Gold und viel helles Gold gebracht.“

Aber, eh' sie hätte Butter und Käse daraus machen können, siehe, da war die Milch alle sauer geworden.

Nun wurde die Alte erst recht böse und schalt und schlug das arme Kind, das doch ganz unschuldig war; die arme, kleine Brigitt sah auch ganz blaß aus und war mager und schwach, weil die Alte sie so plagte und ihr so wenig zu essen gab.

Als am andern Morgen wieder Schnee draußen lag, da sollte sie doch wieder hinaus und suchen was

sie finde. Sie war aber so müde und schwach, daß sie nur ganz langsam gehen konnte. Da schrie die Alte: „Du faules, undankbares Kind, wart', ich will dich treiben!“ und sie wollte ihr nachspringen; da verwickelte sie sich aber in ihre Röcke und fiel zu Boden und schlug ihren Kopf hart an die Thürschwelle.

Klein Brigitt war ein herzgutes Kind; als sie sah, daß ihre Großmutter so gefallen war, da half sie ihr auf und führte und schleppte sie mühsam zu ihrem Bett und deckte sie zu und wusch ihr die Be-



len ab, so sorgfältig und so vorsichtig wie ein Mütterlein. Und als das alte Weib wieder zur Besinnung kam, da richtete sie sie auf und brachte ihr frisch Wasser und kochte ihr Thee und sagte freundlich: „Großmama, ist dir's wieder besser?“

Da wurde es der Alten wunderbar zu Muth; jetzt erst sah sie recht das Kind an, das so freundlich war und so sanft; es fiel ihr ein, daß sie so hart und so unfreundlich gewesen war, sie streckte ihre dürre Hand aus gegen sie und küßte sie auf die Stirn.

Da, ich weiß nicht, wie es ging, da sprang auf einmal das Herz der Alten wieder an seinen Platz, und dabei wurde ihr ganz wohl und warm zu Muth; nun redete sie freundlich mit der Kleinen und theilte mit ihr, was sie selbst zu essen hatte, und gab ihr kein hartes Wörtchen mehr.

Als Brigitt in dieser Nacht zu Bett ging, da schaute sie vorher noch hinein in das Büchlein, das sie gefunden hatte im Schnee. Da kamen aber so schöne und so wunderbare Geschichten darin vor, daß sie fast gar nicht aufhören konnte zu lesen, und

es war so fein gedruckt, daß so viele Geschichten darin standen, wie sonst in fünf großen Büchern.

So stand sie nun alle Morgen ganz früh auf und las die prächtigen Geschichten; an der letzten aber stand, wer diese schönen Geschichten abschreibe und könne sie drucken lassen, der werde so viel Geld bekommen, daß er sein Leben lang genug habe und noch etwas übrig.

Nun suchte die Kleine ihre Feder und fing an die erste Geschichte abzuschreiben; die Feder aber, die schrieb so geschwind, daß sie an einem einzigen Abend eine ganze große Geschichte abgeschrieben hatte, aus der man ein rechtes Buch machen konnte. Und als Großmutter sie zur Stadt schickte, da ging sie zu einem Buchdrucker, der auch Bücher verkaufte, und als sie dem die Geschichte zeigte, da hatte er eine solche Freude dran, daß er ihr einen ganzen Beutel voll Gold gab, und sagte, sie solle nur noch mehr bringen, dann kriege sie allemal so einen Beutel voll.

Da kam sie heim voller Freude und erzählte es der Großmama. Jetzt holte sie aber auch die Nadel, und als sie anfang damit zu nähen, siehe, da nähte die von selbst und stückte die allerwundervollsten Muster, die man nur sehen konnte. Nun kaufte sie feinen Musselin, auf den stückte die Nadel die allerfeinsten und schönsten Kragen und Taschentücher und ganze Kleider. Als die Brigitt sie in einen Laden brachte, da freuten sich die Leute so darüber und verwunderten sich, wie es so schön war, und gaben ihr viel, viel Geld. Und als man die schöne Stickeri sah, da kamen die Leute von nah und weit und kauften davon.

Da kaufte denn die kleine Brigitt ein großes, schönes Haus und holte ihre Mutter und alle ihre sechs Geschwister, daß sie drin wohnen konnten und sich daran freuen. Im Hof an dem Hause war auch ein Stall, darin stand eines Morgens die schneeweiße Kuh und die gab Milch genug gute und süße alle Tage.

Die Großmutter holte Brigitt auch und gab ihr eine schöne Stube und sagte, sie solle von ihrem Geld nehmen, so viel sie nur wolle.

So war die Alte nun doch noch reich geworden; aber, weil ihr Herz wieder am rechten Plage war, so wurde sie nicht mehr böse und geizig bei dem vielen Geld, sie machte den Kindern Freude und half den Armen und that Gutes den Kranken, und so waren sie alle mit einander glücklich und vergnügt, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.

Zwei Kinderlieder.

Von

Julius Sturm.

Herbstfreude.

Heut' im Weinberg welch ein Leben!
Trauben fallen Schnitt auf Schnitt,
Winzer jubeln unter Reben,
Und wir Kinder jubeln mit.

Wagen folgt auf Wagen schnelle
Nach dem Dorf ohn' Unterlaß,
Wo des Mostes würz'ge Quelle
Aus der Kelter rinnt in's Faß.

Hurrah! seht, schon wird es dunkel;
Nun beginnt erst recht die Lust.
Welch Gefnall und welch Gefunkel,
Welch Gejauchz aus voller Brust!

Frösche hüpfen Funken sprühend,
Donnernd hallt Kanonenschlag,
Und Raketen steigen glühend,
Und die Nacht wird hell wie Tag.

Horch, Musik! — Die Tänzer drehen
Sich behend im leichten Tritt;
Und uns zwickt es in den Zehen,
Und wir Kinder tanzen mit.

Andreas.*)

Bald wird zu allen frommen
Kindelein Andreas kommen.
Drum mach' dein Strümpflein stink bereit,
Vor's Fenster es zu legen;
Der Heil'ge kommt bei nächst'ger Zeit
Auf unsichtbaren Wegen.

„Was bringt er mir getragen?“
Das darf ich dir nicht sagen;
Er trägt ein Säcklein durch die Nacht
Voll schöner Siebensachen,
Und wenn mein Töchterlein erwacht,
Wie wird das Herz ihm lachen!

Doch will ich dir daneben
Auch guten Rath noch geben:
Weil deine Strümpflein winzig klein,
So laß dir nur bis morgen
Von deinem lieben Mütterlein
Die großen Strümpfe borgen.

Die deutsche Natur im Kreislaufe des Jahres.

Von

Karl Ruz.

Mit Illustrationen von Robert Kretschmer.

Im November.

Die trübsten Tage im Jahre sind gekommen. Dichter Staubregen rieselt in einsörmigem Einerlei herab, nur in langen Zwischenräumen zuweilen unterbrochen von den Stürmen der Tag- und Nachtgleiche oder von nassen Schneeschauern.

Leer sind die Felder geworden, kahl starren die Zweige der Bäume, nur mit Ausnahme einiger Eichen und Steinbuchen, welche ihr dürres, raschelndes Laub gleichsam trotzig festhalten; selbst die immergrünen Nadel-

holzbäume zeigen ein trübliches, dunkelbräunliches Aussehen. An den kahlen Sträuchern des Schlehens- und Hagedorns sehen wir noch Früchte, die letzten Ueberbleibsel des reichen Herbstsegens. Auch die schönrothen Beerenbüschel der Ebereschen oder Vogelbeeren hängen an den Bäumen und zeigen noch eine gewisse Pracht, welche mit dem saftigen Grün der Wintersaaten zusammen den einzigen wohlthuenden Eindruck macht, den die freie Natur jetzt hervorrufen kann. Doch auch Blümchen giebt es noch, freilich nur für den, der sie zu finden weiß, Vogelmiere,

*) In einigen Gegenden Deutschlands herrscht am Tage des heiligen Andreas, den 30. November, der fröhliche Kinderbrauch, den die obigen Verse behandeln. Die Kleinen legen, bevor sie schlafen gehen, einen ihrer Strümpfe vor das Fenster, in der Hoffnung, der heilige Andreas werde das Säcklein mit Äpfeln, Nüssen und Süßigkeiten füllen, was dann an seiner Statt liebe Hausgeister thun. Am Morgen greift dann jedes Kind hocherfreut nach seinem reichlich gefüllten Strümpfchen.

Ehrenpreis, Kreuzkraut, Hirtentäschel, Taubnessel, Wolfsmilch, auch hier und da wohl ein liebliches Tausendschönchen.

Noch viel leerer als in der Pflanzenwelt, ist es in dem Reiche der allerkleinsten Thiere geworden. Kaum flattert noch der schädliche kleine Frostschmetterling gegen Abend um die Stämme der Obstbäume; alle übrige Mannigfaltigkeit dieser summanden und brummanden Welt ist verschwunden; die meisten sind todt und die überlebenden haben sich verkrochen. Auch die Schlangen, Eidechsen, Frösche und alle übrigen Kriechthiere haben ihre Schlupfwinkel aufgesucht und sind dem Winterschlaf verfallen. Ihr könnt jetzt in der Erde, unter Steinen, Moos, in Rindenspalten u. s. w. zahlreiche Thiere in allen Verwandlungsstufen finden, Schlangen und Eidechsen in Steinhaufen und unter welchem Laube, Frösche, Molche, selbst verschiedene Fische auf dem Boden der Gewässer im tiefen Schlamm, Fledermäuse in mancherlei Schlupfwinkeln, an den Nägeln der Hinterfüße mit dem Kopfe nach unten hängend, Haselmäuse, Siebenschläfer, Hamster und Igel dagegen in mehr oder minder gut eingerichteten und mit Vorräthen ausgestatteten Höhlen, und Eichklätzchen in eben solchen Nestern hoch auf den Bäumen. In den genannten Thieren haben wir die gesammte Welt unserer einheimischen Winterschläfer vor uns.

Auch die letzten der einheimischen Zugvögel sind von dannen gezogen. Selbst die Schaaren der Strichvögel wenden sich immer mehr südwärts, bis nur noch wenige Standvögel der heimischen Natur treu geblieben sind. Dafür rücken immer mehr Schwärme nordischer Gäste ein, große Wasservögel, Wildgänse und Wildenten, ferner Drosseln, Seidenschwänze, Bergfinken, Karmingimpel, Dompfaffen und andere. Selbst Schneegänse, in schiefer Linie oder im Dreieck über uns dahin schwebend, und Schneeammern lassen sich wohl schon sehen. Raben, Krähen und Dohlen sammeln sich zu großen Schaaren, und die letzteren streichen ebenfalls nach Süden. Sobald die Gewässer zufrieren, finden sich an offenen Stellen Hunderte von Wildenten ein, und am kleinen rauschenden Bach sehen wir jetzt den prächtigen Eisvogel.

Das Pelzkleid der Biersüßler zeigt jetzt recht deutlich die vorgegangene Veränderung. Rehe und Hirsche erscheinen braungrau, Füchse dunkler, graulich-roth, Hasen weißlicher, Eichklätzchen grauer, Iltise dunkler braun, und die Hermeline werden bis auf die Schwanzspitze völlig schneeweiß.

In der Land- und Gartenwirthschaft giebt es auch jetzt genug zu thun. Das Ausdreschen des Getreides wird immer allgemeiner, Dung wird ausgefahren, Obstbäume werden gereinigt, beschnitten und noch verpflanzt. Sämmtliche zarte Freilandgewächse werden jetzt mit schützenden Umhüllungen gegen den Frost versehen, schlecht

gewordene Rasen müssen umgegraben und neu angefüet werden.

Im besten Gange ist die Jagd, das Schwarzwild (Sauen oder Wildschweine), Hasen, Füchse und Rehböcke werden vorzugsweise auf großen Treibjagden geschossen. Alle Pelzthiere, Füchse, Marder, Fischottern u. a. werden besonders eifrig verfolgt, in Eisen gefangen, bei frisch gefallenem Schnee eingekreist oder auf der Lauer erlegt. Auch die wilden Enten und Wildgänse werden Abends auf dem Anstande geschossen oder durch Anfahren und Anschleichen überlistet. Dam- und Edelhirsche erlegt man aber nicht mehr. Wildfütterungen müssen schon jetzt bei hohem Schnee regelmäßig mit gutem Futter versehen werden, auch für die Nebhühner wird in Feldremisen und Gärten Futter ausgestreut.

Im Hochwalde ist der Holztrieb in voller Thätigkeit. Ebenso werden noch immer die Sämereien der Waldbäume eingesammelt, und so lange die Witterung offen ist, setzt man auch das Baumpflanzen fort.

Nur selten giebt es jetzt eine klare Sternennacht; dann aber zeigt sie uns auch eine reiche Pracht der Gestirne. Das herrlichste Sternbild der Winternächte, der Orion, steigt wieder empor und über ihm steht der Stier mit dem schönen Aldebaran neben den Hyaden und Plejaden, in deren letzterer Gruppe der hellste Stern, Alcyone, leuchtet. Der Volksmund nennt bekanntlich diese schöne Sterngruppe die „Gluckhenne mit den Küchlein“. Südwärts steht das Sternbild des Widders und über ihm die Andromeda.

So selten nun Sonnenschein und sternenhelle Nächte, so häufig sind trübe und rauhe Tage. Da heißt's: „Büblein, nun ist es aus mit dem Herumspringen in Garten und Feld, Mägdelein bleib fein im Hans“; denn draußen herrschen jetzt zwei rauhe Gesellen, die den Kindern nicht hold sind, Regen und Sturm.

Im December.

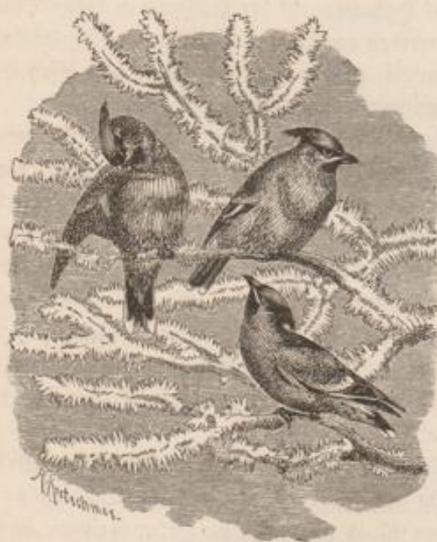
Schneegehäber wirbelt hin
Um die eisbelagten Scheiben,
Und behaglich am Kamin
Schauen wir der Floden Treiben;
Freuen uns, daß weich und lind
Wärme rings uns hält umwoben,
Während draußen Schnee und Wind
Kämpfend durch einander toben.

Friedrich Halm.

In dichten Floden kreiselt der Schnee herab und kleidet bald die ganze Natur in sein weißes Gewand, welches man mit Unrecht mit einem Leichentuche zu vergleichen pflegt. Denn keineswegs völlig todt und erstorben ruht jetzt alles Leben der Natur, sondern nur schlummernd und der Wiedererweckung harrend.

Der December bietet uns die eigentlichen Winterfreuden: einen Spaziergang oder eine Schlittenfahrt in sonniger Schneelandschaft, das Schlittschuhlaufen auf spiegelglattem Eise und im Gegensatz dazu die gemüthlichsten Vergnügungen des Familienlebens am häuslichen Herd.

Ganz absonderliche Naturbeobachtungen gewährt uns jetzt aber der Winter. Wenn die Schneeflocken bis gegen Mitternacht hin still und gleichmäßig herabgetreift und dann durch gelinden Frost ein wenig gefestigt sind, so können wir beim Hinausgehen des Morgens das gesammte freie Thierleben unserer ganzen Umgebung, wie es in der Frühdämmerung nahrungsuchend sich umhertummelt, kennen lernen. Aber auch bei hellem Tage zeigen sich uns jetzt, von der Noth getrieben, zahlreiche freie Thiere, welche wir sonst nicht leicht beobachten können;



Zeisigen und andern Strichvögeln. Im schneegefüllten Kiefernwalde wispern Goldhähnchen an den Zweigen und außer ihnen finden wir hier nur die nordischen Wintergäste, Seidenschwänze und andere, und die wunderlichen Kreuzschnäbel.

Der Künstler hat uns diese Zeit im Walde in zwei kleinen lebensvollen Bildern veranschaulicht. Durch das Gewirr der kahlen, beschneiten und bereisten Zweige schlüpfen kleine Vögel emsig hin und her, wiegen sich in allen möglichen Stellungen, kopfboben und kopfunten, und flattern und wispern so munter, als sei es keineswegs die Zeit der Noth und des Nahrungsmangels. Schwanzmeisen sind es, jene lieblichen Vögelchen, die der Volksmund Pfannenstielchen nennt. Sie säubern jetzt die Bäume und Sträucher im Walde und in den Gärten von den schäd-



so z. B. treibt sich wohl auf viel befahrenen Wegen in der Nähe der Dörfer und Städte ein Fuchs emsig suchend umher.

Die Wintergäste des mildherzigen Thierfreundes kommen in großen Scharen herbei. Vor den Scheunen und Ställen, auf den Höfen und bis in die Straßen hinein tummeln sich die hungrigen Vögel, Sperlinge, Goldammern, Haubenlerchen, Krähen und Elstern, und wenn wir einen Vogelfutterplatz eingerichtet haben, so finden sich neben den genannten noch zahlreiche Meisen, Distelfinken oder Stieglitze, Grünsinken, Gimpel oder Dompfaffen und oft noch manche andere ein. Wächten meine jungen Freunde doch die Mahnung, die nothleidenden Vögelchen zu füttern, nicht übersehen; denn solche Wohlthaten machen nicht bloß dem Menschenherzen Ehre und Freude, sondern sie bringen der Natur und der Menschheit auch großen Vortheil.

Um die stehen gebliebenen Sämereien in den Gemüsegärten flattern große Scharen von Hänslingen,

lichen Kerbthierbruten. Inmitten des Waldes an einer windstillen Stelle sind die kahlen Zweige mit den wundervollen Gebilden des Rauchfrosts überzogen und die zierlichen Krystalle erfunkelein in den Winter Sonnenstrahlen wunderbar schön. Auf den Zweigen aber sitzen einige sehr bunte Vögel, Seidenschwänze, jene hochnordischen Wanderer, welche von Nahrungsmangel und übergroßer Kälte aus ihrer ungaslichen Heimat vertrieben, in strengen Wintern zuweilen sehr zahlreich nach Deutschland kommen und dann gewöhnlich in nur zu großer Anzahl erlegt werden.

Auf dem Geflügelhofe sieht man die Hühner mit aufgebauschtem Gefieder hocken, und selbst die sonst immer vergnügten Enten sitzen trübselig da, weil ihnen das Wasser zugefroren ist. Nur der Pfau, obwohl aus dem warmen Indien zu uns gekommen, steht augenscheinlich unbeirrt und guter Dinge auf einem Baumfahl oder auf der Firn des Hühnerhauses. Und vom Giebel der Scheune herab hören wir in der sonnigen Mittagstunde das Liedchen

der Haubenlerche oder das Schmettern des keden Zaunkönigs, welcher keine Noth und keine Unbilden der Witterung zu fürchten scheint.

Wo der Sturm ein Beet im Garten vom Schnee frei geweht hat und die schwarze Ackerkrume von den Sonnenstrahlen in der Mittagsstunde ein wenig erwärmt ist, dort erschließen sich sogleich Vogelmiere und Christwurz mit den schönen weißen Blüten.

Im Hochwalde beginnt jetzt auch das Herunterschlagen des Bauholzes, und die großen Stämme können bei guter Schlittenbahn besser fortgeschafft werden. Kiefern- und Fichtenzapfen werden noch gesammelt, und Erlenzäpfchen so lange, bis starker Frost eintritt. Wenn sehr hoher Schnee fällt, muß der Waidmann außer den gewöhnlichen reichlichen Fütterungen für das Wild auch noch Espen fällen, um den Baumschaden abzuwenden, welcher von den hungrigen Thieren sonst angerichtet wird.

Die größten Treibjagden auf Hasen, Füchse, Kaninchen, sowie auch auf Rehböcke werden jetzt abgehalten; alle Raub- und Pelzthiere werden eifrig gejagt und alles Wassergeflügel wird wie im vorigen Monat verfolgt. Wildschweine jagt man jetzt aber nicht, und ebenso schießt kein tüchtiger Jäger die Rebhühner auf dem Schnee; er füttert sie vielmehr fleißig, und schützt sie gegen die Verfolgung durch Raubthiere und unbefugte Schützen. Das Alpen- und nordische Wild, weiße Hasen und Schneehühner, kommen jetzt in großer Anzahl auf die deutschen Märkte.

Die Winter Sonnenwende, welche unsere Vorfahren durch ihr freundiges, neckisches Jul-Fest feierten, bringt uns wenigstens die Freude des beginnenden Zunehmens der Tage, was freilich nur dem aufmerksamen Blicke bemerkbar wird.

Die wundervolle klare Winternacht, in welcher der

Mond sein silbernes Licht über die weiß beschneiten Fluren ergießt, bietet uns den Hochgenuß des Schauens der schönsten Sternenpracht. Vom Osten zum Westen breitet sich hoch über uns die Milchstraße aus, mit ihren vielen Millionen schöner Sterne, die ja alle selbst Himmelskörper und also unserer Erde gleich oder doch ähnlich sind. Im Nordosten steigen die Sternbilder des Thierkreises erhöht empor. Der Krebs und die Zwillinge erheben sich, während im Südwesten der Wassermann und der Steinbock sich zum Untergange neigen.

Der letzte Abend des Jahres naht im wilden Kampfe der Naturmächte; denn oft wirbelt ein Schneesturm im tollen Graus die dicht herabfallenden Schneeflocken durch einander, und formt kühne und wunderliche Gebilde auf den Fluren. Alle Thierwelt flüchtet in irgend erreichbare schützende Verstecke. Hinterm hohen Breterzaun sitzen lautlos Haubenlerchen, unterm dornigen Gebüsch die wenigen übrig gebliebenen Köpfe eines im Herbst zahlreichen Rebhühnerköckchens, neben dem dichten Kiefernbusch birgt sich ein Hase und läßt sich über und über verschneien, und selbst die nordischen Wandervogel hocken laut- und bewegungslos im Gewirr kahler Zweige. Auch die Menschen und ihre Hausthiere sind geflüchtet vor des Winters Graus, — aber auch die Unbilden der rauhen Witterung werden vorübergehen und der Herrschaft des milderen Wetters weichen. Darauf dürfen wir mit freudigem Herzen hoffen, und deshalb nehmen wir von den jugendlichen Theilnehmern dieser Naturwanderung durch den Kreislauf des Jahres wohlgenuth und guter Dinge Abschied, indem wir an Emanuel Geibels schönes Wort erinnern:

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trostigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher:
Es muß doch Frühling werden.

Provençalische Sprüche.

Nachgebildet von

Heinrich Viehoff.

Du gilfst nicht gern bei der Welt für dumm;
So sei nicht schwachhaft, aber auch nicht stumm.

Leichtsinzig gewagt
Wird oft beklagt;
Vorsichtig begonnen
Ist halb gewonnen.

Gar leicht erkenntlich ist der Thor
An stinker Zung' und faulem Ohr.

Wer sich zu grün macht,
Den fressen die Ziegen,
Wer sich zu süß macht,
Den naschen die Fliegen.

Großes Geheimniß.

Gedicht von

Robert Reinick. †)

Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.

Es sitzt ein Knab' am Bach
Und sieht den Wellen nach.
Sie sprudeln und sie rauschen,
Er denkt: „Ich muß doch lauschen,
Was all' die Wellen plaudern.“
Und's Knäblein ohne Zaudern
Es bückt sich zu dem Quellchen;



Da kommt ganz flink ein Wellchen
Gesprudelt und gerauscht —
Was hat es da gelauscht!
Doch kann es nichts verstehen,
Und eh' es sich's versehen,
Bückt es sich tiefer hin —
Und liegt im Wasser drin.
Zum Glücke war der Bach
Ganz hell und klar und flach;
Schnell sprang der Knab' heraus
Und sah ganz lustig aus.
Und als ich ihn gefragt,
Was ihm der Bach gesagt,
Sprach er nach kurzem Zaudern:
„Ihr dürft es keinem plaudern.
„Ein groß Geheimniß ist,
„Was er mir sagte, wißt;
„Er sagte: — Wißt ihr was? —
„„Das Wasser, das macht naß!““

Knecht Ruprecht.

Von

Karl Simrok.

In diesem immergrünen Baum,
Dem größten in des Waldes Raum,
Sprach unsre alte Sanne*) —
„Wie hieß ihn doch die gute Frau?
Frau Fichte wohl?“ Nein nicht genau,
Sie sprach: Großmutter Tanne. —
Da haust der uns beglücken kann,
Der drollige, beliebte Mann.
Knecht Ruprecht.

„Wir fürchten uns vor ihm nicht sehr,
Weil er ein Kinderfresser wär,
Und was sie sonst wohl fabeln.
Uns beiden thut er nichts zu Leid,
Denn wir sind artig und geschick
Und lernen die Vocabeln.
Er hat uns immer angelacht,
Wie eine Ruthe mitgebracht,
Knecht Ruprecht!

„In seinem Stüblein ist es fein,
Ich schaute gern einmal hinein,
Denn Alles ist von Zuder,
Von Kuchen Tisch und Stühle dort!
Das wär ein allerliebster Ort
Für uns zwei arme Schluder.
Knecht Ruprecht, schließ uns auf die Thür,
Wir treiben keine Ungebühr,
Knecht Ruprecht!

„Und läßt du uns nicht in dein Haus,
So schau nur einmal oben aus,
Wir sehen dich so gerne!
Und wenn du mit dem Christkind kommst,
Bin ich gewiß das allerfrommst;
Du sollst auch sehn, ich lerne
Mit Bruder Rudolf recht erpicht;
Nur zeig uns jetzt dein Angesicht,
Knecht Ruprecht!“

Knecht Ruprecht rief: „Ich komme bald
Und bring aus meinem Aufenthalt
Euch lauter lust'ge Sachen.
Und wenn ihr Alles fassen könnt,
So wird euch noch viel mehr gegönnt:
Ihr sollt euch budlich lachen.
Und wird euch gleich nicht Alles klar,
Erklärt es wohl ein ander Jahr
Knecht Ruprecht.“

*) Volksthümlich für Susanne.

†) Das freundliche Interesse, welches die Wittve Robert Reinick's unserm Unternehmen widmet, setzt uns in den Stand einige hinterlassene, bisher noch ungedruckte Dichtungen des lebenswürdigen vielbegabten Lyrikers in diesen Blättern veröffentlichen zu können. Wir wollen nicht unterlassen, der hochgeschätzten Frau auch an dieser Stelle unsern freundigen Dank dafür auszusprechen. Ein eingehendes Charakterbild dieses edelsten unserer Jugendidichter hoffen wir unsern jungen Lesern in nicht zu ferner Zeit vorführen zu können.

Baer de Gaern. Von Klaus Groth.

Illustrirt von Ludwig Richter.

V.



Ein Vogel.

Ne, de ni levt, de lövt dat ni:
Wa kann min Hamme tanzen!

As harr se'n Rock vun Feddern an
Un rund herum mit Franzen.

Nein, wer nicht lebt, der glaubt es nicht: — Wie kann mein Hähnchen tanzen! — Als hätt' sie einen Rock von Federn an —
Und rund herum mit Franzen.

Meinungsverschiedenheit.

Bildchen von Paul Thumann.



Was blinzest du, mein Käzchen,
Mich so verdrießlich an?
Ruhst dich's nicht süß im Freien
In Gras und Thymian?

Das Käzlein schnurrt: „Mich ärgert
Der Sonne blendend Licht,
Auch fehlt ja hier das Beste,
Denn — Mäuse giebt es nicht.“



Von
Georg Scherer.

1.

Viel Kinder, die von Einem Vater stammen,
Die wohnen dicht in einem Busch beisammen;
Doch jedes hat auf seinem hohen Sitze
Ein eigen Kämmerchen mit schlanker Spitze.
Zulezt bringt man sie in ein großes Haus
Und peitscht auf einmal alle sie heraus.

2.

Ich weiß eine lustige, schwebende Stadt,
Die keine Häuser, nur Straßen hat;
Von einer Herrscherin wird sie bewohnt,
Die lauernd in ihrer Mitte thront.
Wer die Straßen betritt, verloren ist,
Weil gleich ihn die grausame Herrscherin frisst.

3.

Zu Einem Loch schlüpft man hinein,
Zu dreien wieder heraus.
Wer mag von euch so pfiffig sein,
Daß er's gleich bringt heraus?
Besinnt nicht lang euch her und hin —
Ihr steckt ja alle selber drin!

4.

O helft dem armen Manne dort!
O seht, es läuft das Haus ihm fort!
Und er läuft drinnen um und um,
Kann nicht heraus
Aus seinem Haus,
Und auch nicht schrein, denn er ist stumm.

5.

Es sitzt auf einem Stöckchen
Da draußen an dem Rain;
Es hat ein rothes Näckchen
Und 's Bäuchlein voller Stein;
Ein schwarzes Käpplein hat es auf —
Was ist das für ein Döckchen,
Wem fällt es doch gleich ein?

6.

Es fallen die grünen Blätter,
Faß' ich sie mit eisiger Hand;
Ich zwinge die Dauben des Fasses
Zusammen mit eisernem Band;
Auch werden die Früchte, die heuer
Du fährest in Keller und Scheuer,
Mit meinem Namen genannt.

7.

Es sitzt auf hoher Stange
Ein kleines rundes Haus;
Hinein führt keine Thüre,
Kein Fenster schaut heraus.
Doch wohnen in den Stübchen,
Die eng und dunkel sind,
Viel kleine braune Bübchen —
Nun rathe schnell, mein Kind!

8.

Die Sonne lacht mich manchen Tag,
Oh' deine Hand mich brechen mag;
Und hat dein Finger mich gepflückt
Und deine Sohle mich zerdrückt,
So schlürft mich deine Lippe ein.
Nun rathe schnell! Ich heiße — ?

9.

Im Angesicht der Leute
Seht stets das Erste ihr;
Es trägt so manches Thier
Auf seiner Stirn das Zweite.
Wißt Ihr das Ganze jetzt,
Dem die Natur das Zweite
Auf's Erste hat gesetzt?



von
Robert Löwike.

I.

Es giebt eine zweiziffrige Zahl, deren Quersumme 10 beträgt. Vertauscht man die beiden Ziffern mit einander, so erhält man eine neue Zahl, welche um 18 kleiner ist, als die zuerst gedachte.

Wie heißt die zuerst gedachte Zahl?

II.

Multiplieirt man eine gewisse Zahl mit 7 und vermindert das Product dann um 96, so erhält man dasselbe Resultat, als wenn man die gedachte Zahl durch 7 dividirt und dann um 96 vermehrt.

Wie heißt diese Zahl?

III.

Es hat Jemand 4 Blechmarken. Auf der ersten steht die Ziffer 1, auf der zweiten die Ziffer 2, auf der dritten die Ziffer 3, auf der vierten die Ziffer 4. Wie viel vierziffrige Zahlen von verschiedenem Werth kann er mit diesen 4 Blechmarken zusammensetzen?

IV.

Ein Weinhändler erhält von einem Geschäftsfreunde aus Frankreich zwei Fässer Wein, von denen das größere 140 Liter, das kleinere 100 Liter faßt. Güte und Preis

des Weines ist in beiden Fässern gleich; aber das größere (leere) Faß ist ihm 1 Thaler 10 Groschen theurer gerechnet, als das kleinere. Wenn er nun für das erstere zusammen mit dem darin enthaltenen Wein 98 Thaler, für das letztere zusammen mit dem darin enthaltenen Wein 70 Thaler bezahlt, wie theuer ist dann das Liter Wein und jedes der beiden Fässer berechnet?

V.

21 Familien beschließen auf gemeinschaftliche Kosten eine Reise nach Stockholm zu machen. Sie mietten zusammen ein Dampfboot und verpflichten sich, dem Besizer desselben für die Ueberfahrt 336 Thaler zu zahlen. Sie kommen ferner unter einander darin überein, daß diese Summe nicht nach Familien, sondern nach Personen repartirt werden soll, und zwar so, daß jeder Erwachsene doppelt so viel zahlt, als jedes Kind. Die Zahl der Erwachsenen war um 13 größer als die der Kinder. Später waren 12 Personen, nämlich 8 Erwachsene und 4 Kinder, verhindert an der Fahrt Theil zu nehmen, und die übrigen hatten, da die Summe von 336 Thalern jetzt von ihnen allein getragen werden mußte, einen entsprechend höhern Antheil zu zahlen. Auf jeden Erwachsenen kamen jetzt nämlich 24 Groschen, und auf jedes Kind jetzt 12 Groschen mehr als früher. Wie viel Erwachsene und wie viel Kinder wollten ursprünglich die Fahrt mitmachen?

Auflösung der Räthsel in vorigem Heft.

I. Räthsel von **Karl Simrok.**

1. Die in der Schweiz. 2. Der Glockentreter. 3. Die Zunge. 4. Wie er gestorben ist. 5. Der Hase. 6. In der Baumschule. 7. Das Reibeisen. 8. Der Strauch im Frühjahr. 9. Der Affe, er braucht die Beine als Hände. 10. Der Speisewirth. 11. Der Sägebod. 12. Der Dreifuß. 13. Das Flußbett. 14. Der Dieb, der weiß immer, was den Leuten fehlt, wenn er von ihnen geht. 15. Weil in ihm Wahrheit ist. 16. Eine leere Stelle im Bett. 17. Der die Suppe bläst.

II. Räthsel von **Wilhelm Osterwald.** Gänseblümchen.

III. Räthsel von **Karl Reinhold.** Der Zahn.

IV. Räthsel von **Gustav Pfarrus.** Trauerspiel.

V. Räthsel von **Terzel.** Uniform.



Auflösung der Knackmandeln in vorigem Heft.

I.

Die gedachte Zahl heißt 66.

II.

Die gedachte Zahl heißt 48.

III.

Die Zahlen heißen 53 und 35.

IV.

Die gedachte Zahl heißt 154.

V.

Die gedachte Zahl heißt 247.

VI.

Grethe ist jetzt 18 Jahre, Käthe 6 Jahre alt.

VII.

Julius hatte vorher 36 Thaler, Arthur 22 Thaler in seiner Sparbüchse.

VIII.

Die Schnecke wird am 12. Tage den Rand der Mauer erreicht haben.

Wer von euch, meine jungen Freunde, bei dem Wege der Schnecke an ein gleichseitiges Dreieck gedacht hat und die Eigenschaften desselben kennt, muß wissen, daß die Schnecke zwar an jedem Tage 80 Centimeter zurücklegt, dadurch aber doch nur so viel höher kommt, als wenn sie 40 Centimeter senkrecht in die Höhe gekrochen wäre. Da sie nun an jedem Abend 10 Centimeter senkrecht herunter gleitet, so kommt sie an jedem Tage 40 weniger 10, d. h. 30 Centimeter weiter in die Höhe. Nach 11 Tagen hat sie also eine Höhe von 330 Centimeter erreicht, und da sie am 12. Tage wieder 40 Centimeter weiter nach oben kommt, so wird sie an diesem Tage an den Rand der Mauer gelangen.



In des Vaters Waffen.

Von

Karl Reinhold.

Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.

Nun, wackres Bublein,
wachs' hinein
Zu deines Vaters
Waffen,
Und schieß' und hau'
einst tapfer
drein,

Macht uns ein Feind zu schaffen.

Du weißt es ja, ich hab' im Feld
So Schwert wie Helm getragen,
Als uns geführt ein greiser Held
Und wir den Feind geschlagen.

Gott schen' uns friedenvolle Zeit!
Doch drohn dem Reich Gefahren,
Dann zieh' ich dir voran im Streit,
Und wär's mit weißen Haaren.